



2. Heft | 31. Januar 1912

# MAX SCHIPPEL · DIE REICHSTAGSWAHLEN



ELTEN hat wohl eine Reichstagswahl in ihren vorbereitenden Stadien und in ihren stufenweisen Entscheidungen so viele ungleichartige und widerspruchsvolle Erfahrungen dargeboten wie das nunmehr abgeschlossene Ringen zwischen dem Block der Rechten und des Zentrums und seinen Gegnern. Selbst heute ist es noch immer schwer gewisse einheitliche Grundlinien der Wählerkonditionen herauszuschälen und daraus weiter ein paar unbestreitbare oder doch mehr als bloß wahrscheinliche Folgerungen für die nächste parlamentarische Entwicklung Deutschlands zu ziehen.

Als unzweideutigstes und zugleich erfreulichstes Ergebnis hob sich am Hauptwahltag zunächst nur der überwältigende sozialdemokratische Stimmenzuwachs hervor. Die Anzahl aller in Deutschland überhaupt Wahlberechtigten betrug bei der vorigen Wahl, im Jahr 1907, 13 350 698; sie stieg diesmal auf 14 441 777. Die Wahlbeteiligung war auch am 12. Januar 1912 im Durchschnitt eine verhältnismäßig sehr starke: 84,5 %, gegen 84,7 % bei den Bülowwahlen von 1907; selbst bei den Kartellwahlen von 1887 hatte man nur 77,5 % der Wahlberechtigten an die Urnen zu bringen vermocht, 1903 75,8 %, so daß in dieser Beziehung die beiden letzten Wahlen Gipfelpunkte darstellen. Insgesamt wurden diesmal 12 206 808 gültige Stimmen abgegeben, gegen 11 262 775 im Jahr 1907. Fast den ganzen Zuwachs der Wahlberechtigten (+ 1 091 079) und mehr als den der wirklichen Wähler (+ 944 033) hat demnach die Sozialdemokratie ihren Reihen zuströmen sehen; sie erhielt rund 1 Million Stimmen mehr, nämlich (nach den amtlichen Ermittlungen, wie sie vom Reichsamt des Innern im Reichsanzeiger veröffentlicht wurden) 1907 3 259 020, am 12. Januar 1912 4 250 329 Stimmen. Das Zentrum folgte erst in weitem Abstand mit 2 035 290 (1907 2 179 743) Stimmen. Noch wirkungsvoller zeigt sich dieser Gegensatz zwischen der stärksten alten und der stärksten jüngern Parteibildung, wenn man die auf sie entfallenden Stimmprozente vergleicht. Von 100 abgegebenen gültigen Stimmen erhielten

Jahr	Sozialdemokratie	Zentrum
1887	10,12	20,11
1890	19,75	18,57
1893	23,28	19,14
1898	27,18	18,77
1903	31,81	19,75
1907	29,00	19,40
1912	34,82	16,67

Noch im Jahr 1887 findet man hiernach die Sozialdemokratie, als Bruchteil der Gesamtwählerschaft, nur halb so umfangreich wie das Zentrum; 1890

ist etwa ein Gleichstand zu verzeichnen. Heute ist die doppelte Verhältnis-  
ziffer überschritten, selbst wenn man berücksichtigt, daß am 12. Januar etwa  
200 000 Zentrumswähler von vornherein für die Konservativen abkommandiert  
wurden, um keine *falschen*, das heißt weniger willkommene Stichwahlen zu  
erzeugen.

Die Zahl der sofort für die Sozialdemokratie erzielten (64) Mandate entsprach  
allerdings in keiner Weise den Massen der Gefolgschaft; das Zentrum (mit  
81 Sitzen) war hier zunächst nicht unbeträchtlich voraus. Aber die Sozial-  
demokratie war von jeher stark an Stichwahlen beteiligt und die sofortigen  
Gewinne wie die Stichwahlfälle überragten nunmehr gleichfalls alles bisher  
Erlebte. Das wird aus folgender Zusammenstellung ersichtlich:

Jahr	Sozialdemokratische	
	Gewinne in der Hauptwahl	Stichwahlbeteiligungen
1890	20	57
1893	24	83
1898	32	98
1903	56	118
1907	29	90
1912	64	121

Die weiteren Hauptwahlergebnisse, nicht für den äußersten Linksflügel sondern  
für die vereinte Blockgegnerschaft, wirkten jedoch nach dem 12. Januar im  
ersten Augenblick um so peinlicher und wurden in der konservativen und  
klerikalen Presse sofort zu hämischen Ausfällen gegen die *gescheiterte* Groß-  
blockpolitik der Linken überhaupt ausgenutzt. Die Nationalliberalen, zuletzt  
im Reichstag durch 51 Abgeordnete vertreten, setzten im ersten Anlauf nur  
4 Kandidaten durch, die fortschrittliche Volkspartei, bisher 49 Mann stark,  
trug im ersten Anlauf noch nicht einmal einen einzigen Sieg davon. Das war  
immerhin ein starker Abfall gegen 1907. Denn damals und heute ergab sich  
folgendes Bild bei den Hauptwahlen:

Partei und Jahr	Gewinne in der Hauptwahl	Stichwahl- beteiligungen
Nationalliberale } 1907	19	60
} 1912	4	67
Fortschrittliche } 1907	7	42
Volkspartei        } 1912	0	55

Für Mitte und Rechte des Antiblocks (man kommt nun einmal ohne diese  
fürchterlichen Benennungen nicht aus) waren dies 22 Mandate weniger und  
nur 20 Stichwahlen mehr, wobei sich von vornherein schwer übersehen ließ,  
ob wenigstens die Stichwahlchancen günstiger als 1907 zu beurteilen seien.  
Zudem war, wie gewöhnlich, häufig die eine Linkspartei mit der andern in  
Stichwahl gerückt; die Sozialdemokratie beispielsweise in 31 Fällen mit der  
fortschrittlichen Volkspartei, in 38 Fällen mit den Nationalliberalen. Riefen  
hier die bedrängten bürgerlichen Parteien in ihrer Not die Rechte um Unter-  
stützung an, so verlangten die um Heydebrand, wie man wußte, mehr als je  
vollwertige Gegenleistungen, und jeder dadurch eingehandelte konservativ-  
klerikale Erfolg auf der Rechten hob jedesmal einen liberalen Gewinn auf der  
Linken glatt wieder auf, soweit es auf die schließliche parlamentarische Mehr-

heitsbildung ankam. Mit welcher Haltung der zentralen Parteileitungen, der lokalen Parteispitzen und endlich der schwankenden Wählermassen durfte man nach dieser Richtung rechnen? Das alles lief auf sehr willkürliche, nach früheren Erfahrungen sehr wenig vertrauenerweckende Mutmaßungen hinaus, und vorläufig blieb nur der eine Trost, daß die Stimmenzahl an sich keineswegs einen Niedergang oder gar ein vollständiges Versagen des bürgerlichen Liberalismus widerspiegelte. Die Nationalliberalen hatten es, gegen 1907, von 1 637 048 Stimmen auf 1 672 619 gebracht, die Volkspartei sogar von 1 233 933 auf 1 528 886 Stimmen (wozu noch die 29 444 Stimmen der Sekte der *Demokratischen Vereinigung* hinzukommen). Alle diese Stimmzunahmen konnten, nachdem die Sozialdemokratie mehr als den gesamten Wählerzuwachs beansprucht hatte, nur den großen und kleinen antiliberalen Parteien abgenommen sein, und wenn die ersten Mandatsziffern so wenig damit harmonierten, so lag das einmal an dem engern, fester geschlossenen und deshalb leistungsfähigern Wahlbündnis zwischen Ultramontanen und Konservativen, vor allem jedoch an der vorsintflutlichen Wahlkreiseinteilung, die zu einer immer krassern Zurücksetzung und Entrechtung der Linksparteien entartet ist. Die 441 736 für die Polen verzeichneten Stimmen beiseite gelassen, hatten Konservative, Reichspartei, *Wirtschaftliche Vereinigung* usw. und Zentrum knapp 4 Millionen Wähler hinter sich zu scharen vermocht, dagegen Nationalliberale, Volkspartei und Sozialdemokraten gegen  $7\frac{1}{2}$  Millionen. In schneidendem Gegensatz hierzu gebot jedoch der alte Block sofort über 116 Mandate (27 Konservative, 5 Reichspartei, 3 *Wirtschaftliche Vereinigung* etc., 81 Zentrum), wozu gegebenenfalls noch 14 Polen stießen, während für die Gegenseite, wie erwähnt, anfangs nur 4 Nationalliberale und 64 Sozialdemokraten zu buchen waren. Mehr als je hing also von dem Gang der Stichwahlen ab, die diesmal, offenbar nicht ohne Nebenabsichten, auf 3 Termine, den 20., 22. und 25. Januar, verteilt waren. Der alte Block stand in 108 (mit Polen 119), die Gegengruppe in 244 Stichwahlen.

Der erste neue Entscheidungstag schien nun leider alle pessimistischen Voraussetzungen über die unabänderliche Unzuverlässigkeit der bürgerlichen Linken zu bestätigen, obwohl die sozialdemokratische Parteileitung alles getan hatte den gemeinsamen Vormarsch nicht durch rigorose und überflüssige Forderungen an die Nebenparteien zu erschweren. Gleich nach dem Hauptwahltag proklamierte der Parteivorstand für alle Wahlkreise, in denen die Sozialdemokratie aus der Stichwahl ausschied, das Eintreten für diejenigen Kandidaten, die sich auf die sicherlich reichlich maßvollen Jenenser Mindestbedingungen verpflichteten:

»Wo nach dem Ausfall der Hauptwahlen die Parteigenossen bei engeren Wahlen eine Entscheidung zwischen gegnerischen Kandidaten zu treffen haben, dürfen sie nur demjenigen Kandidaten ihre Stimme zuwenden, der sich verpflichtet

1. für Aufrechterhaltung des bestehenden Wahlrechts für den Reichstag;
2. gegen eine Beschränkung des Vereins- und Versammlungsrechts und des Koalitionsrechts;
3. gegen eine Verschärfung der sogenannten *politischen Paragraphen* des Strafrechts;
4. gegen ein wie immer geartetes Ausnahmegesetz;
5. gegen jede Erhöhung oder Neueinführung von Zöllen auf die Verbrauchsartikel der großen Masse;
6. gegen jede Neueinführung oder Erhöhung indirekter Steuern auf Verbrauchsartikel der großen Masse einzutreten und zu stimmen.

Stehen in der engeren Wahl zwei Kandidaten, die beide bereit sind die aufgestellten Bedingungen zu erfüllen, so ist der Liberale dem Nichtliberalen vorzuziehen. In jedem andern Fall ist strikte Wahlenthaltung zu proklamieren.«

Am 18. Januar veröffentlichte der Parteivorstand nochmals eine Erklärung: überall da, wo zwischen gegnerischen Kandidaten zu wählen ist, »in erster Linie für den Fortschrittler« einzutreten; unter keinen Umständen dürfe eine Stimme für die Rechte oder für das Zentrum abgegeben werden. Jedoch, schon der entsprechende Aufruf des geschäftsführenden Ausschusses der fortschrittlichen Volkspartei war ziemlich unentschieden; er verkündete zwar als »Ziel des Wahlkampfes die Zertrümmerung des schwarzblauen Blocks«, nannte jedoch als zu unterstützende Partei nur die »verbündeten Nationalliberalen«; im übrigen »keine Stimme für ein Mitglied der deutschkonservativen Partei, der Reichspartei, des Zentrums, der *Wirtschaftlichen Vereinigung* usw.«. Zahlreiche volksparteiliche Wähler folgten aber am 20. Januar noch nicht einmal dieser negativen Weisung; sie traten nicht nur nicht für den Sozialdemokraten ein sondern tatsächlich für den Blockkandidaten, so daß der *Vorwärts* nicht unrecht haben dürfte, wenn er bei den ersten 27 Stichwahlen nicht weniger als 16 Wahlkreise bezeichnet, die nur durch fortschrittliche Wähler für den blauschwarzen Block gerettet wurden. So kam es, daß die Sozialdemokratie da nur 8 Mandate errang, während die Volkspartei 17 Sitze gewann, die nationalliberale Partei 21. Da gleichzeitig nochmals dem Zentrum 7, den Konservativen 10, der Reichspartei 6, der *Wirtschaftlichen Vereinigung* 6 Mandate (neben 2 Welfen und 1 Wilden) zuwuchsen, so war am 20. Januar die Verschiebung zugunsten der Linksparteien keineswegs so weitgehend wie sie anfangs erreichbar schien. Und vor allem war die Gefahr nahe gerückt, daß die Enttäuschung auf der äußersten Linken zu Vergeltungsmaßnahmen gegen die unzuverlässigen Bundesgenossen herausforderte. Hatte doch selbst das *Berliner Tageblatt* festgestellt,

» . . . . daß die fortschrittlichen Volksparteiler ihr [der Sozialdemokratie] nicht überall, und besonders nicht in der Mark Brandenburg, die notwendige und gebotene Unterstützung geliehen, und es ist beschämend konstatieren zu müssen, daß in Westpreignie die fortschrittlichen Wähler des Herrn Tubenthal und in Ruppin-Templin die Wähler des Herrn Lessing zu einem großen Teil pflichtvergessen den Konservativen zu Hilfe geeilt sind . . . . Haben wir noch ein Recht [über andere] zu schmälen, wenn angebliche Fortschrittler in Hersfeld-Rotenburg den Antisemitenhüptling Werner, in Bautzen-Kamenz den Antisemiten Graef gewählt, und müßte man nicht diese gesinnungslosen Überläufer mit Fußritten hinausjagen aus einer Partei, die doch Wert legt auf Sauberkeit? 4 Wahlkreise in Brandenburg und 3 in Schlesien sind von den Fortschrittlern der konservativen Partei gerettet worden, im Mansfelder Seekreis haben die Fortschrittler den dicken Arendt aus dem See herausgefischt, und in Harburg-Rotenburg verdankt ihnen der klerikale Welfe sein Mandat. Die Zauch-Belziger haben sich, wie treue, geduldige Haustiere, vor den Wagen des Herrn von Oertzen gespannt. Und den Ruppin-Templinern stiftete man einen Waschlappen als Bannertuch.«

Es ist vielleicht ganz gut, daß, ehe noch diese Erfahrungen tiefer nachwirken konnten, bereits der zweite Stichwahltermin fällig war. Der 22. Januar hat dann zweifellos manche Scharten wieder ausgewetzt. Er brachte die Wahl von 27 Sozialdemokraten (bei 54 Beteiligungen), 19 Fortschrittlern, 13 Nationalliberalen, während auf die Konservativen nur 5 Mandate entfielen, auf die Reichspartei 1, auf das Zentrum nur 3, auf die *Wirtschaftliche Vereinigung* 4, auf die Welfen 3, die Polen 2, auf den *Bayrischen Bayernbund* 2, auf die Lothringer 1. Die schwere Diskreditierung der Zentrums politik und das Vordringen der Sozialdemokratie kam vor allem in dem Verlust der klerikalen Hochburg Köln zum Ausdruck; Volkspartei und Jungliberale taten hier ihre

volle Schuldigkeit, und keine Niederlage ist wohl, seit seinem Bestehen, dem Zentrum so schwer auf die Nerven gefallen.

Der 25. Januar vollendete schließlich das Werk seines Vorgängers. Er brachte der Rechten zusammen 3 Mandate, je 2 Mandate dem Zentrum und den Polen, dagegen den Nationalliberalen und der fortschrittlichen Volkspartei zusammen 14 Sitze, 1 Sitz dem *Deutschen Bauernbund* und wiederum 11 Mandate den Sozialdemokraten.

Damit ist die alte Mehrheit, die, im Gegensatz zum Bülowblock, auf Heranziehung der Nationalliberalen und des Freisinnus verzichtete, zu Wasser geworden. Nimmt man als sichern Kern des alten Blocks Zentrum, Konservative, Reichspartei und *Wirtschaftliche Vereinigung* nebst *Reformpartei*, so gebot diese Koalition bisher allein schon über 208 Vertreter, also gegebenenfalls jederzeit, ohne Bundesgenossenschaft von Polen, Elsässern, Welfen und Wilden, über die Mehrheit. Dieser Kern ist heute auf 163 reduziert, es fehlen ihm zur Mindestziffer der Mehrheitsbildung (199) noch 36 Stimmen; es gibt im neuen Reichstag 18 Polen, 7 Elsaß-Lothringer, 5 Welfen, 1 Dänen und 3 Wilde (neben 4 *Deutschen* und *Bayrischen Bauernbündlern*), und die, bis zum Scheitern des Bülowblocks altübliche Heranziehung der Nationalliberalen (jetzt 45) wird nach den erbitterten Parlaments- und Wahlkämpfen immerhin nur langsam und schwierig zu schaffen sein, obwohl Kolonial-, Flotten- und Heeresvorlagen rascher als man glaubt die verbindende Brücke zu schlagen vermögen.

Ganz anders auf der Linken. Als Kern die Sozialdemokraten, die fortschrittliche Volkspartei und die Nationalliberalen herausgegriffen, verfügte diese Linke bisher über 153 Sitze, in fast gleicher Verteilung auf die 3 Gruppen (Nationalliberale 51, Volkspartei 49, Sozialdemokraten 53). Diese Ziffer ist jetzt auf 196 hinaufgeschneit: mit den 4 (agrarisch-schutzzöllnerischen und imperialistischen) *Deutschen* und *Bayrischen Bauernbündlern* sogar auf die Zahl von 200 Sitzen. Innerhalb dieses Kerns ist freilich das alte Gleichgewicht der Kräfte vollständig zugunsten der Sozialdemokratie verschoben: neben 110 Sozialdemokraten stehen nur noch 41 Volksparteiler und 45 Nationalliberale. Das ist das für uns als isolierte Parteigruppe Hoherfreuliche an den jüngsten Wahlen, zugleich aber das für eine dauerndere Mehrheitsbildung kritische Moment. So weit sind wir in Deutschland noch nicht, daß eine mehr nach links gerichtete, aber doch notgedrungen im Rahmen der bürgerlichen Entwicklung bleibende Politik sich einer sozialistischen Führung anvertrauen könnte, und umgekehrt wird man der Gruppe, die an Stärke die Vereinigung der beiden verbündeten Flügel noch übertrifft, nicht allzuviel Entsagung und Selbstbeherrschung zumuten dürfen. Doch gleichviel: Für Abwehr reaktionärer Anschläge und für Ausfechtung rein parlamentarisch-politischer Verfassungs- und Machtfragen, für die Modernisierung des ganzen Verfassungs- und Verwaltungssystems ist eine große Veränderung in allen Kampfpositionen eingetreten.



IE wird sich nunmehr auf Grund dieser Wahlentscheidungen die Erledigung der parlamentarischen Geschäfte und die parlamentarische Machtstellung der einzelnen Parteien gestalten? Es ist für die deutsche Entwicklung bezeichnend, daß man bei jeder solchen Beurteilung zuletzt immer wieder auf die beiden großen Fragezeichen stößt: die Regierung und die Sozialdemokratie.

Zersplitterte Parteien wie in Deutschland können von vornherein schwer aus sich selber heraus einen genügend einheitlichen, für längere Zeit als konstant anzusehenden Mehrheitswillen herausbilden. Ein ganz außergewöhnlicher Einfluß liegt deshalb unter solchen Voraussetzungen stets bei der Regierung, die am ehesten und unausweichlichsten den Zwang fühlt gewisse drängende Staatsaufgaben so oder so zur Lösung zu bringen, die also im Gegensatz zu so vielen redenden und demonstrierenden Parlamentsparteien handeln muß, und die bei einiger Umsicht schließlich jederzeit eine Arbeitsmehrheit finden kann, mehr nach rechts oder mehr nach links, je nach den Aufgaben und Umständen. Daher die ganz naturentsprechende Zugabe zur deutschen Parteizerrissenheit und Verworrenheit: das Schielen nach oben, nach der ordnenden und wegweisenden Hand der bürokratischen Staatsleitung, der *Kampf um die Seele* des jeweiligen Reichskanzlers, das mitunter geradezu würdelose und knabenhafte Zerren und Einreden von links wie von rechts und schließlich die Intrige und Kabale hinter den Kulissen und an allerhöchster Stelle, statt der klaren und festen Verständigung von Partei zu Partei und des unerschütterlichen Vertrauens, daß festgefügte Parlamentsmehrheiten jederzeit ganz automatisch ihre unaufhaltsame Rückwirkung auf die Regierung ausüben müssen. Auch nach den jetzigen Wahlen steht in dieser Richtung dem alten, halbabsolutistischen und halbkonstitutionellen Regierungssystem nicht allzuviel im Weg. Der ehemalige Block ist dahingeshieden. Aber ein neuer, mehr mittelparteilich-nationalliberaler Block liegt durchaus nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Für besondere Fragen, an denen konservative Ultras durchaus keinen Geschmack finden wollen, läßt sich daneben recht wohl von Fall zu Fall noch eine weiter nach links hinübergreifende Mehrheitsgruppierung schaffen, wie ja schon in der frühern Blockzeit die Bethmannsche Politik sich eine ganze Reihe solcher Extratouren gestatten durfte; bei der elsäß-lothringischen Frage sogar unter Heranziehung der sozialdemokratischen Fraktion. Mit diesem Schaukelsystem wird man es wahrscheinlich vorderhand weiter versuchen.

Die lockere, auf absehbare Zeit noch ganz ungleichartige Zusammenfügung der Linken erleichtert gleichfalls diese, jedem wirklichen vollkräftigen Parlamentarismus widerstrebende Politik der wechselnden Majoritäten. Und damit berühren wir die schwierigen Probleme unserer eigenen Partei, der Sozialdemokratie; Probleme, wie sie noch in keinem deutschen Einzelstaat, für keine deutsche Landtagsfraktion und Landesorganisation bisher auch nur in dümmern Umrissen aufgetaucht sind. Ein längeres parlamentarisches Zusammenwirken der Linksparteien in den Landtagen, für die Aufgaben der Partikulargesetzgebung und -verwaltung, auf dem Gebiet der Schule, der Verwaltungsorganisation, des Verkehrswesens, ist, wie die Erfahrung schon gezeigt und gelehrt hat, gar nichts Fernabliegendes, und es stößt in der sozialdemokratischen Partei nur noch auf einen ziemlich geringen geistigen Beharrungswiderstand. Hier ist die Blockpolitik ganz von selber gekommen, und hier wird sie weiter immer zielbewußter wiederkehren, solange wir aus uns selber heraus eine Parlamentsmehrheit nicht schaffen und stellen können. In den großen Machtfragen des Reichs dagegen, auf dem Rüstungsgebiet, in den wichtigsten kolonialen Fragen, fällt jede, formal noch so einleuchtende Blockpolitik der Linken immer wieder hilflos auseinander; es bedürfte im Notfall gar keines starken, nur eines leichten, hierher gehörigen Sprengmittels seitens der Regierung oder auch seitens der gegnerischen Parteien, um jederzeit die sozialdemo-

kratische Gruppe von der heutigen Volkspartei mit ihrem ersten Anflug von Imperialismus oder gar von den Nationalliberalen mit ihrem ausgesprochenen Chauvinismus und Nationalismus wieder loszulösen. Blockbildungen aber, die gerade bei den ernstesten Reichsaufgaben versagen, sind keine Arbeitsmehrheit, mit der sich gesetzgeberisch auskommen läßt; sie verkörpern keinen parlamentarischen Mehrheitswillen, der sich, weil in seinen Grundlagen unerschütterlich, gegenüber dem bisherigen Regierungssystem durchsetzen könnte. Vorläufig, solange die Sozialdemokratie ihre alte, traditionelle Auffassung aller hier sich regenden Probleme als richtig ansieht und daran festhält, kann sich der engere Zusammenschluß der verschiedenen Linksparteien nur auf bestimmte engere Gebiete der Reichspolitik beschränken; er kann im wesentlichen nur *Abweh-* mehrheit sein, und auch das nur für einzelne Gebiete. Alles weitere muß der Zukunft überlassen bleiben und dem langsamen geistigen Umbildungsprozeß, den die Sozialdemokratie so gut wie jede andere Partei sichtlich seit langen Jahren durchmacht. Jede höher gesteigerte Erwartung müßte uns und anderen schwere Enttäuschung bereiten, und jede Überspannung des Bogens durch die oder die andere Parteirichtung würde sofort wieder die heikelsten Auseinandersetzungen in unseren eigenen Reihen wecken.

Unsere dauernde und stetig wachsende politische Kraft, unsern mehr als vorübergehenden Einfluß auf die öffentliche Meinung verdanken wir im letzten Grunde bisher noch immer der unanfechtbaren direkten Tätigkeit für die nächsten Arbeiterinteressen. Auf diesem uns sicher tragenden mütterlichen Erdboden eröffnet sich einer mehr als verdoppelten Arbeiterfraktion nunmehr ein so weites, reiches Wirkungsfeld, und unter den neugewählten Fraktionsmitgliedern begrüßen wir so viele hervorragende Organisationsführer und sachkundige Sozialpolitiker, daß es mit merkwürdigen Dingen zugehen müßte, wenn das überquellende Vertrauen der großen Wählermassen nicht eine glänzende Rechtfertigung in dem Verhalten der neuen parlamentarischen Fraktion finden sollte.

XX  
**WILHELM SCHRÖDER · LEHRJAHRE DER PARTEI**



IT 110 Mann zieht die Sozialdemokratie in den Reichstag ein, den sie mit 53 verlassen hat. Mehr als ein Drittel aller Deutschen, die gewählt haben, hat sich für die Sozialdemokratie entschieden. Diese Tatsache bedeutet, daß beträchtlich über die Schichten des städtischen Proletariats hinaus die Wähler vom Strom der *roten Flut* sich haben vorwärts treiben lassen. Niemand in der Partei leht der Einbildung, daß die  $4\frac{1}{4}$  Millionen Stimmen vom 12. Januar als lauterer sozialdemokratisches Gold zu bewerten wären; aber darüber sollte man auch innerhalb der Regierung nicht im Zweifel sein, daß in dieser gewaltigen Stimmenmasse der Mißmut und die Empörung des Volkes ob der Ungerechtigkeit und Rückständigkeit unserer öffentlichen Zustände zum Ausdruck kommen.

Nach den Wahlen von 1907 durfte mancher glauben, daß die Sozialdemokratie ihre Niederlage so leicht nicht verwinden würde. Und diese Meinung konnte sich im Bürgertum festsetzen: nicht so sehr, weil das Aufgebot des Nichtwählers die Partei um die Hälfte ihrer Reichstagsitze gebracht hatte, als vielmehr wegen der innern Zerfahrenheit, die in ihren Reihen eingerissen war. Der Dreimillionensieg vom 16. Juni 1903 war der Sozialdemokratie wahrlich

nicht zum besten bekommen. Die politische Situation muß damals wohl derart gewesen sein, daß der Überschuß an Kraft, den die Partei gewonnen hatte, nach außen nicht zur Geltung kommen konnte und so im Innern rumorte. Ein nicht so glänzender Sieg, und die Partei wäre auch kaum von der weiteren Austragung der inneren Differenzen verschont geblieben, aber sehr wahrscheinlich wären diese Differenzen weniger impulsiv zum Ausbruch gekommen. Jetzt fing es bei der Mitarbeit an bürgerlichen Blättern an, die mit etlichen anderen vermeintlichen Prinzipienfragen auf dem Dresdener Parteitag derart durch gegenseitige persönliche Vorwürfe abgetan wurde, daß die Gegner auf Jahre hinaus mit idealem Angriffsstoff versehen waren. Der *Vorwärts*-Konflikt und die Auseinandersetzungen mit den Gewerkschaften brachten neues Mißbehagen. Und so mochte es scheinen, als ob es wirklich innerhalb der Partei keine anderen Aufgaben mehr zu erfüllen gäbe als gegen die eigenen Parteigenossen zu toben.

Diese den Gegnern so angenehmen Reibereien, die von dem Verlust etlicher Reichstagsitze bei Nachwahlen sinnvoll akkompagniert waren, wichen der Selbstbesinnung, als Fürst Bülow am 13. Dezember 1906 Knall und Fall den Reichstag auflöste. Der Verlust zahlreicher Mandate war eine eindringliche Mahnung an die Partei sich zu disziplinieren und ihren Sinn mehr als bisher auf die Politik zu richten. Nach den Wahlen blieb das Selbstvertrauen in den Reihen der Genossen zwar dadurch gesichert, daß die Partei in einer für sie überaus ungünstigen Situation trotz aller Mandatsverluste eine Viertelmillion an Stimmen gewonnen hatte, womit dargetan war, daß die unbändigen Zänkeereien der Jahre vorher das Vertrauen der Bedrückten zur Sozialdemokratie nicht erschüttern konnten. Aber gleichzeitig hatte die Partei die heilsame Lehre empfangen, daß auch ihre Bäume nicht in den Himmel wachsen. Seit 20 Jahren war es mit der Zahl der Reichstagsitze ständig aufwärts gegangen. Und nun mußte man es im Jahr 1907 erleben, daß Neuwahlen, die im Zeichen der Kolonialpolitik standen, den bis dahin indifferenten Teil des Bürgertums zum erfolgreichen Kampf gegen den *Umsturz* aufrüttelten. Gewiß, die Partei hatte schon einmal, 1887, mehr als die Hälfte ihrer Reichstagsitze eingebüßt; aber dieser Vorgang ereignete sich unter ausnahmerechtlichen Zuständen und zu einer Zeit, als die Partei verhältnismäßig schwach war, und er blieb ohne sonderlichen Eindruck wegen der damals erstaunlichen Zunahme der sozialdemokratischen Wählerstimmen. Jetzt aber, nach 20 Jahren, mußte alle Welt gewahr werden, daß ein gescheiter Staatsmann fast spielend die parlamentarische Macht der Sozialdemokratie empfindlich schwächen und dem trägsten politischen Tier, das auf der Welt lebt, den Gedanken eingeben konnte, es brauche nur zu wollen, um den *Massenschritt der Arbeiterbataillon* zurückzudrängen.

Seit jenen Tagen war es mit den großen sozialdemokratischen Parteiskandalen vorbei. Man ging mit Eifer und Überlegung an den Ausbau und die Festigung der Organisation, und was in dieser Hinsicht in den letzten Jahren geleistet wurde, kann nur derjenige beurteilen, der selber Gelegenheit hatte an der Arbeit teilzunehmen. Aber nicht allein dieser mehr technischen Wirksamkeit ist es zuzuschreiben, daß die Sozialdemokratie jene großen Erfolge errang, die sich durchaus nicht erst jetzt sondern längst vorher schon, zum Beispiel bei den Wahlen zum preußischen Landtag, mit greller Deutlichkeit zeigten. Die Sozialdemokratie gewann auch wieder in jenen Bevölkerungsschichten Vertrauen und Anhänger, die der eigentlichen Werbearbeit nicht



oder doch nur selten zugänglich sind. Auch andere Leute als Lohnarbeiter lernten die Partei der Proletarier schätzen, als sie sahen, wie gar oft die bürgerlichen Parteien, namentlich in sozialpolitischen Angelegenheiten, versagten. Manche Intelligenz wurde ähnlich wie in den neunziger Jahren gewonnen, und ihr Empfang war wohl immerhin etwas freundlicher als in früheren Tagen. Es ward gewiß auch jetzt einmal nichtachtend über den Gewinn aus bürgerlichem Lager gesprochen; aber merkwürdigerweise verkündeten ganz andere Personen als Arbeiter die Anschauung, daß ein Zuschuß von bürgerlicher Intelligenz die Reinheit der Prinzipien gefährden könne. Wer in der praktischen Arbeit steht, weiß sehr wohl, wie merkbar es noch an brauchbaren Führern fehlt, und wie auch nicht immer das Dienen von unten auf die Gaben ersetzt, die ein Gebildeter nun einmal gleich als Fonds in die Partei hineinbringt.

Dieser Zuwachs aus bürgerlichen Schichten förderte im Verein mit den Gewerkschaftsleitern einen Zug in der Partei, der in den letzten Jahren mit überaus deutlicher Schärfe, jedenfalls viel klarer als früher, hervortrat. Es war in früheren Tagen verhältnismäßig bequem bestimmte Gegenwartsprobleme zu behandeln oder, richtiger gesagt, an ihnen vorbeizukommen. Man erklärte einfach, daß ihre Lösung im Gegenwartsstaat ein Ding der Unmöglichkeit sei und daher der zukünftigen sozialistischen Gesellschaft vorbehalten bleiben müsse. Solche imponierenden Antworten auf diese und jene Fragen waren namentlich dann sehr leicht gegeben, wenn diese Fragen nur als akademische Probleme auftauchten und keine greifbare Gestalt gewannen. Die zunehmende Macht der Arbeiterorganisationen und die gesellschaftliche Entwicklung im ganzen zwang aber die Sozialdemokratie sich ganz anders als ehemals um praktische Arbeit im Gegenwartsstaat zu bemühen und in Angelegenheiten der Sozialpolitik eifriger als treibende Kraft aufzutreten. Immer stärker werden in dieser Hinsicht die an die Partei herantretenden Ansprüche, und wenn dieser und jener tüchtige Genosse aus früheren Tagen die Gegenwartsarbeit der Partei sieht, so möchte er beinahe auf den Gedanken kommen, daß in der künftigen Gesellschaft kaum noch etwas zu bauen übrig bliebe. Und ganz von der Hand zu weisen ist solche Meinung gar nicht. Es stellt sich nun einmal immer deutlicher heraus, daß die Hauptarbeit für die Sozialisierung der Gesellschaft im Gegenwartsstaat zu leisten ist, unbekümmert um die ehemals mit Sorge und Kümmernis oft wiederholte Befürchtung, daß solche Arbeit den Gegenwartsstaat zum Schaden des Zukunftsstaats stärken könne. Leise gewann die Überzeugung Boden, daß eine solche Stärkung des Gegenwartsstaats mit Gemütsruhe hinzunehmen sei, und daß, die theoretische Festigung in allen Ehren, eine durch gewerkschaftliche und gesetzgeberische Tätigkeit errungene Besserung der Arbeitsbedingungen, überhaupt die Hebung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiterschaft von heute, durchaus nicht einem weitern Streben für die Zukunft im Weg stehe, ja eigentlich erst die Voraussetzung für den Erfolg solchen Strebens bilde. Mit der Ausbreitung dieser Überzeugung aber gewinnt auch der Zukunftsstaat sowohl in proletarischen wie in bürgerlichen Schichten ein ganz anderes Gesicht. Niemand kann dafür einstehen, daß bei der Rückständigkeit der politischen Zustände in Preußen sich nicht auch heftige Zuckungen einstellen werden. Aber sie könnten nur bewirken, daß das Staatswesen auch in politischer Hinsicht auf einen den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Stand gebracht wird. Sozial haben derartige Störungen eine sehr unbedeutende Bedeutung, wenn ihre Begleiterscheinungen nicht gar der wirtschaftlichen

Entwicklung eine Weile hindernd entgegenstehen. Die künftige Gesellschaftsordnung kann sich, wie die gegenwärtige und alle früheren Gesellschaftsordnungen, nur organisch von innen heraus entwickeln, und jeder Versuch sie vorzeitig und gar durch Gewaltmaßnahmen zu etablieren kann nur eine Reaktion im Gefolge haben.

Die Verbreitung dieser Einsicht drängt aber nicht nur die sozialdemokratische Arbeiterschaft immer mehr auf den Boden der Gegenwartsarbeit sondern bewirkt auch, daß der *Zukunftsstaat* in den weiten Schichten, die heute noch wesentlich als Stützen der heutigen Ordnung gelten, die Schreckgestalt von ehedem verliert. Dieser Gang der Dinge ermuntert jene Schichten den furchterfüllten Blick vom roten Gespenst abzuwenden und die Augen gleichfalls endlich auf die politische Misere der Gegenwart zu richten. Was neuerdings auf gemeinsamen Boden von Bürgertum und Proletariat geleistet worden ist, soll noch gar nicht sonderlich hoch bewertet werden, es stellt nur Anfänge dar. Aber es ist insoweit von Belang, als bei dieser Gelegenheit Proletariat und Bürgertum einander überhaupt näher traten und hier und da von einander den Eindruck gewannen, daß sie etwas anders aussehen als die Phantasie es sich ausmalte. Wobei gar nicht verkannt werden soll, daß am Ende das Bürgertum vom Proletariat mit mehr Respekt urteilen lernte als dieses von jenem, da das Hin- und Herpendeln zwischen rechts und links nun einmal im Wesen unserer Liberalen liegt, die an sicheres politisches Handeln nicht gewöhnt sind, und die leider Gottes sehr im Gegensatz zu Sozialdemokraten und Konservativen die Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten vielfach noch als unliebsame Unterbrechung der Skat- und Kegelabende betrachten. Aber die Not zwingt zum Handeln, und das konservativ-bureaukratische Regiment wird trotz des häufigen Eindrucks der Enttäuschung auf sozialdemokratischer Seite in der nächsten Zukunft beide Schichten weit mehr als bisher in eine Reihe leiten.

Die Aspekten der nächsten Zeit stehen solchem Zusammenwirken günstig, und wenn man von Rekrimationen (zu denen die Ereignisse immer wieder herausfordern) absieht und in der Erkenntnis, daß eine jahrzehntelange Verhetzung nicht mit einemmal paralyisiert werden kann, auf dem vorab erst mißtrauisch und tastend gesuchten Weg weiter vorzuschreiten versucht, ist die Möglichkeit einer Änderung des heutigen Regierungssystems gegeben. Auch Preußen kann dann auf dem Weg der Reichspolitik in einer Weise modernisiert werden, daß der preußische Staat auch in der Politik nicht anderen Staaten den Vortritt zu lassen braucht.

XX

## JOHANNES TIMM · DIE BEDEUTUNG DER BAYRISCHEN LANDTAGSWAHLEN 1912



M 14. November 1911 wurde der bayrische Landtag aufgelöst. Die Neuwahlen finden am 5. Februar 1912 statt. Die Veranlassung der Auflösung, die unter eigenartigen Verhältnissen erfolgte, sowie die Neuwahlen zu dem künftigen Landtag beanspruchen weit über die Grenzen Bayerns hinaus ein außergewöhnliches politisches Interesse. Deshalb komme ich gern der Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift nach eine zusammenfassende Darstellung der mit der Auflösung des bayrischen Landtags im Zusammenhang stehenden politischen Ereignisse zu geben.

Den äußern Anlaß zu der Landtagsauflösung bildete eine Zänkerei zwischen dem Verkehrsminister von Frauendorfer und dem Zentrumsabgeordneten Oswald in der Kammer der Abgeordneten. In der Debatte über die Durchführung der Maßnahmen zur Verbesserung der Verhältnisse der Staatsarbeiter nahm am 7. November 1911 unter anderen Rednern der Zentrumsabgeordnete Arbeitersekretär Oswald das Wort. Der Verkehrsminister von Frauendorfer war abwesend, hatte sich aber durch einen Kommissar vertreten lassen. Im Lauf seiner Rede griff der Abgeordnete Oswald den Verkehrsminister so an: »Bezeichnend für das Wohlwollen der Staatsregierung ist die Abwesenheit des Herrn Verkehrsministers. Ein Personal von 34 000 Menschen, und nicht einmal Zeit haben hier im Hause anwesend zu sein und zu hören, wie es um das Personal bestellt ist. Man dürfte doch erwarten, wenn man immer von Wohlwollen spricht, daß die Staatsregierung und die Vorstände der einzelnen Ressorts so viel Interesse hätten auch anzuhören, was im Interesse der Arbeiter hier vorgebracht wird, oder aber man soll uns gleich offen sagen: wir haben für diese Dinge nichts übrig, dann ersparen wir uns Zeit für diese Erörterungen.«

Diese Äußerungen waren sicher darauf berechnet nach außen bei den Staatsarbeitern eine gute Wirkung zu erzielen und ihnen plausibel zu machen, wie sehr das Zentrum zugunsten der Staatsarbeiter sich bemüht. Der arg gesunkene sozialpolitische Kredit des Zentrums brauchte solch eine Auffrischung. Hatte diese Partei doch in der Session vorher die Mittel für die Durchführung der von ihr mitbeschlossenen Anträge zur Verbesserung der Verhältnisse der Staatsarbeiter glatt verweigert. Sie hatte sogar Anträge der Sozialdemokraten und Liberalen abgelehnt, die von der Regierung Auskunft über die zur Durchführung der sozialpolitischen Beschlüsse der Kammer erforderlichen Summen verlangten. Das Zentrum stellte es vielmehr dem Belieben der Regierung anheim mit der Durchführung der Beschlüsse zu verfahren wie sie wolle. Der Abgeordnete Oswald als Sprecher des Zentrums war deshalb am allerwenigsten legitimiert den bayrischen Verkehrsminister ob dessen Abwesenheit während seiner Rede anzugreifen. In ironischen Anspielungen auf die Interesslosigkeit des Zentrums und insbesondere der engeren Berufsangehörigen des Abgeordneten Oswald den Staatsarbeiterfragen gegenüber wies später der Verkehrsminister die Angriffe des Abgeordneten Oswald ziemlich hurschikos von oben herunter zurück. Ein Vorgang, der in der bayrischen Abgeordnetenkammer durchaus nicht zu den Seltenheiten gehörte, und der, wenn immer dergleichen den Minderheitsparteien passierte, vom Zentrum mit wieherndem Beifall begrüßt wurde. Diesmal indessen brauchte das Zentrum den nötigen Konfliktsstoff gegen den ihm verhaßten *roten Heinrich*, wie der Verkehrsminister in der Zentrumspresse seit langem betitelt wurde. Die Reibungen zwischen dem Verkehrsminister und dem Abgeordneten Oswald wurden deshalb zum Anlaß genommen einen solchen Konflikt zu konstruieren. Und das ging dann so vonstatten.

Im Finanzausschuß der Abgeordnetenkammer stand zu der gleichen Zeit der Verkehrsetat zur Beratung. Der Referent, Dr. Pichler vom Zentrum, stellte den Antrag die Beratungen abubrechen. Das Zentrum sei wegen des persönlichen Verhaltens des Verkehrsministers einem Kollegen gegenüber zurzeit nicht in der Lage mit dem Verkehrsminister sachlich zu verhandeln. Gegen den Protest der Sozialdemokraten und der Liberalen wurden die Verhandlungen auch wirklich eingestellt. Das Zentrum als regierende Partei bemühte sich nun aus diesem kläglichen Zwischenfall eine Demonstration für parlamentarische Rechte aufzublasen. Aber nicht lange hielt diese Finte stand. Der

wahre Grund für das Verhalten dieser Partei kam in einer Erklärung zum Vorschein, die der Abgeordnete Lerno im Namen der Zentrumsfraktion in der Kammersitzung vom 11. November 1911 abgab. Er rechtfertigte darin die Zentrumsobstruktion unter Berufung auf das Verhalten des Verkehrsministers in der Angelegenheit des *Süddeutschen Eisenbahnerverbands*. Weiter betonte er, daß das Zentrum einer alsbaldigen Wiederaufnahme der Beratungen über die Postulate des Verkehrsministeriums nicht nachkommen könne. Er wünschte schließlich, daß der Konflikt eine friedliche Lösung finden möge.

Diese friedliche Lösung sollte in einer völligen Unterwerfung der Regierung unter das Zentrumsjoch bestehen. Die Regierung sollte entgegen der Verfassung und dem Gesetz die Gleichberechtigung aller Staatsbürger und das Koalitionsrecht der Arbeiter unterdrücken. Die bayrische Regierung war dem Zentrum bereits bis aufs äußerste entgegengekommen. Wollte sie sich nicht vollständig erniedrigen und entwürdigen, so durfte sie nicht weiter gehen. Das kam der Regierung schließlich auch zum Bewußtsein. Und so erfolgte denn am 14. November 1911 die Auflösung des Landtags.



EFFERE, innere Gründe der Landtagsauflösung hat man in der politischen Wandlung der Mehrheitspartei der bayrischen Abgeordnetenversammlung, des Zentrums, zu suchen. Das Zentrum hatte von den 163 Mandaten 98, die Liberalen hatten deren 24, die Sozialdemokraten 21 und die *Freie Vereinigung* (Bauernbündler und Konservative) 19; der Abgeordnete Pfarrer Grandinger bezeichnete sich formell als fraktionslos, er gehörte aber zu den Liberalen.

Das bayrische Landtagszentrum hat sich in den letzten Jahren von Grund aus geändert. Ehemals trieb es eine volkstümliche Politik. Es bekämpfte alle Ausnahmegesetze, verteidigte die politische Freiheit, trat für ungehinderte Koalition ein. Noch bei der Schaffung des Reichsvereinsgesetzes legte sich die bayrische Zentrumspartei für einen weitgehenden freiheitlichen Vollzug in Bayern ins Zeug. Als 1908 im bayrischen Landtag ein neues Beamtengesetz beschlossen wurde, trat das Zentrum dafür ein, daß Beamte wegen ihrer politischen Gesinnung nicht diszipliniert werden dürfen. Diese Grundsätze wurden auch gegenüber der Sozialdemokratie verlangt. Dann kam die Wandlung. Beim Abschluß der Reichsfinanzreform verbündete sich das Zentrum im Reichstag mit den preußischen Konservativen. Und es nahm dann beim Abschluß der Steuerreform in Bayern eine entsprechende Haltung ein. Der bayrische Finanzminister von Pfaff, der als der Anreger der Erbschaftssteuer auf Kinder und Ehegatten im Reich galt, wurde scharf angegriffen. Von der Regierung wurde beansprucht, daß sie die unsozialen Steuerprodukte einer rückständigen Zentrums politik im Reich und in Bayern gegenüber allen Angriffen zu verteidigen hätte.

Mit dem Zentrum haben sich zugleich die von ihm gegründeten Arbeitervereine ganz und gar gewandelt. Ein großer Teil der Mitglieder dieser Organisationen durchschaute das jämmerliche Ränkespiel, das mit ihren Lebensinteressen getrieben wurde, und wandte den christlichen Verbänden den Rücken; sie empfanden es bitter, daß ihre leitenden Personen zwar für eine Verteuerung der Lebenshaltung der Arbeiter eintraten, aber stets versagten, wenn es galt energisch für die Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiter zu

wirken. Besonders die bayrischen Staatsarbeiter lernten das Verhalten ihrer christlichen Vertreter an praktischen Beispielen kennen; sie traten infolgedessen massenhaft aus den christlichen Organisationen aus und wurden Mitglieder der freien Verbände. Unter einer ganz besondern Mitgliederflucht litt der christliche *Bayrische Eisenbahnerverband*, während der *Süddeutsche Eisenbahnerverband* einen ständigen Mitgliederzuwachs hatte. Da nun das Zentrum sich die Mitglieder ihrer Organisationen als willige Wahlgruppe erhalten wollte, verlangte es hierzu die rückhaltlose Unterstützung der Regierung. Der Vorstoß hierzu wurde bereits in der vorigen Landtagssession unternommen. Ohne daß irgendwie ein Anhaltspunkt dazu gegeben war, brachte das Zentrum bei der Beratung des Eisenbahnetats am 22. April 1910 die folgende Resolution ein:

»In der Erwägung, daß Staatsregierung und Landtag zur Verbesserung der Lage der in den Verkehrsanstalten Beschäftigten eine so weitgehende Fürsorge betätigen als sie nur immer nach der Finanzlage möglich ist; in der weitern Erwägung, daß ein Ausstand in den Betrieben der Verkehrsanstalten eine schwere Gefährdung des öffentlichen Wohles und der wichtigsten Staatsinteressen unvermeidlich zur Folge hätte, wird die Zustimmung zu der nachstehenden Resolution beantragt:

Die Kammer wolle beschließen:

1. Sie erachtet die Inanspruchnahme des Streikrechts in den Betrieben der Verkehrsanstalten für unzulässig.

2. Sie stellt an die königliche Staatsregierung das Ersuchen mit voller Entschiedenheit allen Bestrebungen entgegenzutreten, welche die Gefahr eines Ausstands in den Betrieben der Verkehrsanstalten herbeizuführen geeignet sind.«

Die Resolution wurde in namentlicher Abstimmung mit 89 gegen 35 Stimmen angenommen. Gegen sie stimmten geschlossen die Sozialdemokraten und die anwesenden Liberalen. Die Regierung ließ die Erklärung abgeben, daß sie in voller Erkenntnis der schweren wirtschaftlichen Schäden und der möglichen nationalen Gefahren, die im besondern ein Ausstand in den Eisenbahnbetrieben mit sich führen würde, auch weiterhin allen auf einen Streik in den Betrieben der Verkehrsanstalten gerichteten Bestrebungen, in welcher Form sie auch immer sich geltend machen sollten, mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln entgegenzutreten würde. Aber auch diese Erklärung ging den Zentrumsanhängern nicht weit genug. Ihre Parteiangehörigen in der Reichsratskammer versuchten damals die Regierung noch weiter zu drängen und ein glattes Verbot des *Süddeutschen Eisenbahnerverbands* zu erzwingen. So weit wollte indes die Regierung nicht gehen. Der Verkehrsminister von Frauendorfer lehnte jenes Ansinnen in der Sitzung der Reichsratskammer vom 12. Juli 1910 mit folgenden bemerkenswerten Ausführungen ab:

»Ich möchte noch darauf hinweisen, daß die Meinung, als ob durch solche Maßregeln die Sozialdemokratie ausgerottet werden könnte, sich widerlegt durch die Geschichte aller Zeiten und aller Völker. Ich habe auch auf Einzelheiten in der Entwicklung des Christentums Bezug genommen. Das Christentum war eine eminent religiöse und ethische, aber zum Teil doch auch soziale Bewegung, sie hat sich durchgesetzt, obwohl sie mit allen Gewaltmitteln, die man sich denken kann, unterdrückt wurde, und sie ist schließlich siegreich aus der Unterdrückung hervorgegangen. Andere geistige Bewegungen haben einen ähnlichen Verlauf genommen; davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man die Geschichte der Zeiten durchwandert. Der größte Staatsmann des vergangenen Jahrhunderts, Fürst Bismarck, hat, davon bin ich überzeugt, mit dem Sozialistengesetz einen Fehler gemacht. Die Wirkung war die, daß die Sozialdemokratie sich konsolidiert hat, und heute würde Fürst Bismarck, davon bin ich überzeugt, das Sozialistengesetz nicht mehr ins Auge fassen.«

Diese vernünftigen Äußerungen des bayrischen Verkehrsministers stießen in der Reichsratskammer auf starken Widerspruch. Ein hervorragender Ver-

treter des Zentrums, der Reichsrat Bischof von Henle, wandte sich besonders gegen den Vergleich des Christentums mit der Sozialdemokratie. Seine Äußerungen, die damals zu lebhaften Auseinandersetzungen führten, lauteten in ihren wesentlichen Teilen:

»Hohe Herren, zwischen der Sozialdemokratie und dem Christentum besteht gar keine Analogie, weder in den Zwecken und Zielen, also weder in der Tendenz noch in ihrer gegenseitigen Entwicklungsgeschichte. Seine Exzellenz haben hingewiesen auf die soziale Entwicklung des Christentums. Das Christentum hat sich jahrhundertlang mit der sozialen Frage nicht beschäftigt. Wenn seine Exzellenz die Güte haben wollten die Paulinischen Briefe nachzulesen, so würden Sie aus denselben entnehmen, daß der Apostel Paulus beständig dahin gewirkt hat sich in die gegebenen Verhältnisse zu schicken. Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben, wenn er nicht freiwillig von seinem Herrn der Knechtschaft enthoben wird.«

Selten waren die Mitglieder der christlichen Organisationen so offen vor den Kopf gestoßen worden wie durch diese frappierenden Darlegungen eines Bischofs; ihnen wurde von höchster Stelle das Zufriedensein mit der Bedürfnislosigkeit gepredigt, während ihre Organisationsvertreter ihnen klarmachten, die christlichen Verbände hätten den Zweck eine Besserstellung der wirtschaftlichen Lage ihrer Mitglieder anzustreben. Die Beunruhigung im Lager der christlichen Gewerkschaften nahm zu, damit aber auch zugleich das Bestreben des Zentrums durch neue Gewaltakte die lästige Konkurrenz der freien Gewerkschaften zu beseitigen. In den Staatsbetrieben wurde vom Zentrum überall ein politischer Schnüffel- und Spitzeldienst organisiert. Die Zentrumspresse schlachtete gierig jeden aufgespürten Fall aus und setzte es durch, daß am 15. August 1911 ein besonderer, gegen den *Süddeutschen Eisenbahnerverband* gerichteter Erlaß von der Regierung herausgegeben wurde. Die Dienstvorstände wurden beauftragt das Verhalten des Verbands sorgfältigst zu beobachten und über jeden Vorgang, der für eine enge Zusammengehörigkeit zwischen Verband und Sozialdemokratie sprechen könnte, sofort dem Verkehrsministerium zu berichten. Die Sozialdemokraten benutzten beim Zusammentritt des Landtags die erste Gelegenheit, um die Staatsregierung zu interpellieren, was sie zu diesem Erlaß gegen den *Süddeutschen Eisenbahnerverband* veranlaßt hätte, und wie sie die Gesetzmäßigkeit dieses Erlasses begründen wollte. Die Regierung verteidigte ihren Erlaß, lehnte es indessen ab sich weiter drängen zu lassen. Die Minderheitsparteien wiederum bekämpften den Regierungserlaß als einen unzulässigen Eingriff in die politischen Rechte des bayrischen Staatsbürgers. Das Zentrum war von dem Verhalten der Regierung völlig unbefriedigt, und seine Wortführer verlangten ein glattes Verbot des *Süddeutschen Eisenbahnerverbands*. In brutaler Offenheit bekundete es die Absicht seine Alleinherrschaft über das ganze Land zu erstrecken. Nur seine politischen, wirtschaftlichen und beruflichen Organisationen sollten geduldet und begünstigt werden, überall sollte nur das Zentrum herrschen.

So wirkte die Landtagsauflösung schließlich bei allen Nichtzentrumsangehörigen als eine befreiende Tat.

**N**ACH der Auflösung des Landtags war für alle von der Zentrums-herrschaft Unterjochten die Parole klar gegeben: Zertrümmerung der Zentrumsmehrheit. Sollte aber dieser Erfolg erreicht werden, so ergab sich weiter, daß ein Zusammengehen aller Minderheitsparteien bereits im ersten Wahlgang stattfinden müßte.

Nach dem bayrischen Wahlgesetz gilt der Kandidat als gewählt, der die relative

Majorität besitzt, also derjenige, der die meisten Stimmen auf sich vereinigt, gleichgültig, ob er die absolute Majorität der abgegebenen Stimmen erreicht hat oder nicht. Nur wenn seine Stimmenzahl nicht ein Drittel der abgegebenen Stimmen erreicht, wird ein zweiter Wahlgang vorgenommen; aber auch dann findet nicht etwa eine Stichwahl statt, in der nur die beiden Kandidaten mit den höchsten Stimmenzahlen wählbar sind, vielmehr können alle früheren Kandidaten wiederum zur Wahl stehen. Gewählt ist dann der Kandidat, der die meisten Stimmen auf sich vereinigt, ohne Rücksicht darauf, ob er ein Drittel der Stimmen erreicht oder nicht. Bei der letzten Landtagswahl waren alle Abgeordneten im ersten Wahlgang gewählt worden. Eine Stichwahl war in keinem Wahlkreis notwendig gewesen. Das Zentrum hat bei den letzten Landtagswahlen nur rund 44 % der Stimmen auf sich vereinigt, es hatte also auf weniger als die Hälfte (72) der Landtagssitze Anspruch; in Wirklichkeit bekam es deren 98. Die anderen Parteien erhielten rund 56 % der Stimmen, aber nur 65 Mandate, während sie doch ein Recht auf 90 hatten. Mehr als die Hälfte des bayrischen Volkes, soweit es von seinem Wahlrecht Gebrauch machte, hat gegen das Zentrum gewählt, das gleichwohl die übergroße Mehrheit der Mandate erhielt. Diese Tatsachen, die in dem bayrischen Wahlsystem begründet sind, zwingen zu einem taktischen Zusammengehen der Minderheitsparteien bereits im ersten Wahlgang, wenn die Absicht die Zentrumsmehrheit zu brechen erreicht werden soll.

Für die bayrische Sozialdemokratie galt es zu erwägen, ob das politische Ziel der Brechung der Zentrumsmehrheit wichtig genug ist, um ein Zusammengehen mit den bürgerlichen Minderheitsparteien bereits im ersten Wahlgang rechtfertigen zu können. Eine völlig nüchterne Erwägung hat zu dem Ergebnis geführt, daß die Sozialdemokratie nicht die Verantwortung eines Weiterbestehens der gemeingefährlichen Zentrumsmehrheit im bayrischen Landtag auf sich nehmen konnte: trotz aller Bedenken, denen ein Zusammengehen mit den übrigen Minderheitsparteien unterliegt. Denn gerade die Interessen der von der Sozialdemokratie vertretenen Anhänger sind am meisten durch die Gewaltherrschaft des Zentrums bedroht. Das Zentrum erklärt auch im Wahlkampf ganz offen, daß es, wenn es in der frühern Stärke in den Landtag zurückkehrt, seine Politik entschlossen fortsetzen werde. Es beabsichtigt noch mehr als bisher die Minderheitsparteien zu unterdrücken. Das bedeutet die Gefahr einer verstärkten Scharfmacherei gegen alle Interessen der Arbeiterklasse. Überwachung der politischen Gesinnung, Raub am Koalitionsrecht der Staatsarbeiter, Zurückdrängung der Sozialpolitik, kurz, alles, was rückschrittlich ist, würde von einer wiederkehrenden Zentrumsmehrheit gefördert werden. Eine solche Politik wäre eine Gefahr, und nicht bloß für die Arbeiterklasse Bayerns.

Aus all diesen Gründen hat sich die Sozialdemokratie Bayerns mit den übrigen Minderheitsparteien gegen das Zentrum vereinigt. Nur die Führer der kleinen konservativen Gruppen sind außerhalb der Koalition geblieben.

Die Sozialdemokratie, die Liberalen, der *Deutsche* und der *Bayrische Bauernbund* gehen in der Wahl am 5. Februar zusammen gegen das Zentrum. In einem gemeinsamen Wahlauf Ruf dieser Parteien wird betont:

»Zwischen den vereinigten Parteien bestanden und bestehen weiter tiefgehende programmatische Unterschiede. Jede Partei wird auch in Zukunft, gesondert für sich, für ihre grundsätzlichen Forderungen kämpfen.«

Es handelt sich, wie ferner erklärt wurde, bei dem gemeinsamen Vorgehen gegen das Zentrum um kein haderndes Feilschen um Mandatsgewinn für die einzelnen Gruppen sondern um ehrliche, aufrichtige, opferwillige Zusammenarbeit um des einen Zieles willen: die Zentrumsmehrheit zu brechen und ein gerechtes Wahlgesetz vorzubereiten. Die oben genannten Minderheitsparteien haben einen lückenlosen wahltaktischen Kompromiß über ganz Bayern geschlossen, dessen Grundlage darin besteht, daß der gegenseitige Besitzstand der Mandate, wie er bei der Auflösung des Landtags verteilt war, gewahrt bleibt. In diesen Wahlkreisen stimmen alle Anhänger der Minderheitsparteien für den Kandidaten der Partei, die vorher das Mandat in Besitz hatte. In den übrigen Wahlkreisen, in denen gegen das Zentrum gekämpft wird, unterstützen die Minderheitsparteien den Kandidaten der Partei, die bei der letzten Wahl die meisten Stimmen aufbrachte.

Zur Durchführung der getroffenen Vereinbarungen ist ein Vollzugsausschuß eingesetzt, der aus 8 Mitgliedern besteht. Die 4 in Betracht kommenden Parteien haben je 2 Mitglieder in ihn delegiert.



**W**ENN das Vorgehen der Minderheitsparteien von Erfolg gekrönt sein soll, so müssen dem Zentrum 17 Mandate abgenommen werden, um es in die Minderheit zu drängen. Da zum erstenmal in Bayern ein solches Vorgehen der Minderheitsparteien zur taktischen und politischen Notwendigkeit geworden ist, läßt sich über einen Erfolg nichts voraussagen. Gewisse Anhaltspunkte bieten die Ergebnisse der Reichstagswahlen vom 12. Januar dieses Jahres. Natürlich ist die Aufteilung der Landtagswahlkreise in Bayern eine andere als die der Reichstagswahlkreise. Mit dieser Einschränkung mag das vom bayrischen statistischen Landesamt veröffentlichte amtliche Wahlergebnis der letzten Reichstagswahlen gewürdigt werden.

Die Zahl der abgegebenen Stimmen ist seit 1907 von 1 138 599 auf 1 214 826 gestiegen, also um 76 227. Der Sozialdemokratie aber ist nicht nur dieser ganze Stimmenzuwachs zugefallen sondern noch darüber hinaus ein weiterer. Die Sozialdemokratie steigerte ihre Stimmen von 237 892 auf 328 768, also um rund 90 000 oder um 38 %; ihr Anteil an der Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen stieg von 20,9 auf 27,1 %. Besonders bemerkenswert ist, daß sich die absolute und prozentuale Zunahme in allen Kreisen, in Stadt und Land, selbst in den dunkelsten Gebieten der Oberpfalz und Niederbayerns, zeigt. Die Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen übersteigt auch weit das Bevölkerungswachstum, das in 5 Jahren nur 5 % beträgt. Das umgekehrte Bild bietet das Zentrum: Es hat einen Rückgang von 509 528 auf 471 816 Stimmen zu verzeichnen. Das Zentrum hatte 1907 noch 44,8 %, diesmal nur 38,8 % der Stimmen. Auch hier verteilt sich die Abnahme auf alle Kreise, mit ein paar Ausnahmen. Der Rückgang erklärt sich auch nicht etwa dadurch, daß Zentrumsstimmen von den Landwirtschaftsbündlern aufgesogen sind; denn die Landwirtschaftsbündler haben, trotz der Zentrumschilfe, im ersten Wahlgang ihre Stimmen nur von 28 832 auf 65 913 (von 2,5 % auf 5,4 %) zu steigern vermocht, und dabei haben die Konservativen noch Stimmen verloren (22 700, gegen 31 264 im Jahr 1907). Auch der Bauernbund hat keinen Erfolg gehabt; er sank von 71 602 Stimmen auf 55 205. Die liberalen Stimmen sind mäßig gestiegen; nämlich von 250 861 im Jahr 1907 auf 262 399 im Jahr 1912.



Das hervortretende politische Ergebnis ist jedenfalls: ein Zurückgehen des Einflusses der bisher allmächtigen Zentrumspartei. Die Hoffnung auf einen Erfolg unseres Vorgehens bei der kommenden Landtagswahl erscheint daher nicht ungerechtfertigt. Der politische Effekt dieser Wahl wird dann noch in dieser Zeitschrift einer besondern Besprechung unterzogen werden müssen.

XX  
**ARTHUR SCHULZ · DIE SOZIALDEMOKRATIE  
UND DIE OSTDEUTSCHEN LANDARBEITER**



ÄHREND zu dem großen Mandatsgewinn und dem glänzenden Stimmenzuwachs, den die Hauptwahlen unserer Partei gebracht haben, auch die klein- und selbst mittelbäuerliche Bevölkerung besonders Süd- und Mitteldeutschlands kräftig beitrug, hat die ostdeutsche Landarbeiterklasse die in sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt. Wie schon seit einem Menschenalter sendet sie auch diesmal Konservative in den deutschen Reichstag. Der Sozialdemokratie dagegen hat die Haltung der Landarbeiter in Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Mecklenburg, dem nordöstlichen Brandenburg und der *Grafenecke* Ostholsteins, also in dem ganzen Gebiet der Insten- und Deputantenverfassung mit vorwiegender Naturalentlohnung, eine Enttäuschung gebracht. Lassen wir den Stadtkreis Königsberg und den halbstädtischen Wahlkreis Tilsit-Niederung außer Betracht, so hat unsere Partei im übrigen Ostpreußen diesmal rund 10 000 Stimmen weniger als 1903 und sogar etwa 2000 Stimmen weniger als 1898 aufgebracht. Gegen 1903 und sogar gegen 1898 zeigen von den 17 ostpreußischen Wahlkreisen nicht weniger als 11 einen Stimmenrückgang, und in Königsberg-Land, Labiau-Wehlau, Memel-Heydekrug und Tilsit-Niederung wurden wir durch Liberale aus der Stichwahl mit den Konservativen hinausgedrängt.<sup>1)</sup> In den 4 ländlichen Wahlkreisen Mecklenburg-Schwerins hat unsere Partei etwa 2300 Stimmen weniger erzielt als 1903. Auch zahlreiche andere ländliche Wahlkreise innerhalb des oben abgegrenzten Gebiets, zum Beispiel Löbau-Rosenberg, Anklam-Deemin, Greifenberg-Kammin, Belgard-Dramburg, Fraustadt-Lissa, Hohenusalza, Plön-Oldenburg, haben sich trotz der überaus günstigen Wahlkonstellation schlechter gehalten als 1903, und nirgends sind Anzeichen dafür bemerkbar, daß die Landarbeiterschaft auch nur mit annähernder Geschlossenheit ihr Stimmengewicht für sozialdemokratische Kandidaten in die Wagschale geworfen hat.

<sup>1)</sup> Man vergleiche folgende Stimmenzahlen, die der sozialdemokratische Kandidat bei den Hauptwahlen 1898, 1903 und 1912 erhielt:

Wahlkreis	1898	1903	1912
Memel-Heydekrug	3015	4363	3859
Labiau-Wehlau	4212	5066	2961
Königsberg Land	6616	7599	6271
Heiligenbeil-Preußisch Eylau	1654	2118	677
Preußisch Holland-Mohrungen	923	706	433
Rastenburg-Friedland	3263	3297	2306
Ragnit-Pillkallen	3524	4082	2982
Stallupönen-Goldap	1031	1493	706
Lützen-Angenburg	488	1093	290
Osterode-Neidenburg	764	1043	451
Lyck-Oletzko	1260	1106	938

Überall eine Entwicklung, die seit 1903 in absteigender Linie geht, und die diesmal nicht mehr wie 1907 durch die Ungunat der Wahlsituation und durch die Zugkraft der damaligen nationalen Parole unserer Gegner erklärt werden kann.

Dieses unerfreuliche Ergebnis der ostdeutschen Reichstagswahlen läßt sich nicht allein dadurch erklären, daß man sagt, ungesetzliche Behinderungen der Agitation und der freien Stimmabgabe, Saalabtreibereien und Wahlmißbräuche hätten die Kundgebung des staatsbürgerlichen Willens der ländlichen Arbeiterbevölkerung gefälscht. Gewiß, terroristische Bekämpfung der sozialdemokratischen Agitation und Wahlbeeinflussungen zuungunsten unserer Partei sind in Ostdeutschland häufiger als anderswo, aber sie sind hier eben nur deshalb möglich, weil die Landarbeiter in ihrer großen Masse noch nicht im selben Grade wie die Industriearbeiter in der Sozialdemokratie ihre politische Vertretung erblicken; denn wären sie durch unsere nun schon 2 Jahrzehnte hindurch eifrig betriebene Landagitation überzeugte Sozialdemokraten geworden, so würden die konservativen Großgrundbesitzer bei der sehr merkbaren Machtverschiebung, die durch die Landflucht und den Landarbeitermangel im Verhältnis des ländlichen Arbeitgebers zum landwirtschaftlichen Arbeiter eingetreten ist, sich schwerlich getrauen unserer Agitation mit den Kampfmitteln des Rechtsbruchs und der Gewalt entgegenzutreten, auf die Gefahr hin ihre letzten Arbeiter zu verlieren. Wir dürfen uns daher nicht dabei beruhigen, daß wir unsere auch diesmal geringen Wahlerfolge auf dem platten Land Ostelbiens zum Teil auf die genannten Zwischenursachen zurückführen können. Wir müssen vielmehr dem Problem der Gewinnung der Landarbeiterschaft, dessen Lösung meines Erachtens, mindestens solange die heutige Wahlkreiseinteilung besteht, die Vorbedingung für jeden großzügigen Fortschritt in der gesetzgeberischen Verwirklichung unserer demokratischen und industriesozialistischen Ideale ist, tiefer auf den Grund gehen und uns fragen: Haben wir in unserer praktisch politischen Betätigung im Reichstag und im preußischen Landtag die volkswirtschaftlich berechtigten und mit dem richtig erfaßten Industriearbeiterinteresse vereinbaren Interessen der ostdeutschen Landarbeiterschaft immer mit dem nötigen Nachdruck vertreten, und was kann und muß in dieser Beziehung noch besser gemacht werden? Bei Prüfung dieser Frage muß man von einer kurzen Darlegung der wirtschaftlichen und sozialen Lage der typischen ostdeutschen Landarbeiter, des Instmanns und des Deputanten, ausgehen.<sup>2)</sup>

Der Inste wie der Deputatgärtner sind nicht nur Lohnarbeiter sondern zugleich kleine landwirtschaftliche Unternehmer, die reichlich die Hälfte ihres Lohn- einkommens in Gestalt von Naturalien beziehen. Sie erhalten außer einer Wohnung in den Gutskaten Anteil am Erdrusch oder häufiger festes Deputat an Brot- und Futtergetreide, ferner Land zum Anbau von Kartoffeln, Futterrunkeln und Gemüse, Weide für die Kuh, die sie meist als Eigentum besitzen oder andernfalls vom Arbeitgeber zur Nutzung erhalten, manchmal auch Weide für Schafe oder Ziegen, endlich eine Wiese zur Selbstgewinnung des Winterfutters oder ein entsprechendes Quantum Heu. Mit Hilfe dieser Naturalien produzieren sie unter nutzbringender Verwertung der Arbeitskraft ihrer Familienmitglieder Milch oder Butter, Geflügel, Eier, ein Kalb und vor allem Schweine, zum kleinern Teil für den Selbstgebrauch, zum größern für den Markt. Die Schweine kaufen sie, sofern sie nicht eine eigene Zuchtsau besitzen, paarweise als 4- bis 5wöchige, bereits vom Saugen entwöhnte Ferkel,

<sup>2)</sup> Siehe hierüber auch meine Artikel *Die landwirtschaftlichen Arbeiter, Das dänische Beispiel, Agrarpolitische Aufgaben der preußischen Sozialdemokratie und Bodenverstaatlichung oder Güteraufstellung?* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1908, 3. Band, pag. 1578 ff., 1909, 3. Band, pag. 1350 ff. und pag. 1676 ff., und 1911, 3. Band, pag. 1212 ff.

und sie verkaufen sie nach mehrmonatlicher Fütterung mit gekochten Kartoffeln, Rüben, Meiermilch und Getreideschrot als Läufer- oder Fettschweine, und zwar, wenn nicht inzwischen die auf dem Schweinemarkt stark schwankenden Konjunkturen umgeschlagen sind, meist mit recht gutem Verdienst. Diese eigene Produktionswirtschaft der ostdeutschen Landarbeiter, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bereits im Rückgang begriffen war, zeigt in den letzten Jahren eine entschiedene Tendenz zur Ausdehnung, teils weil die Arbeitgeber aus verschiedenen Gründen eher eine Erhöhung der Naturallöhne als der Geldlöhne bewilligen, teils weil die Gutstapelöhner selbst bei den steigenden Milch-, Butter- und vor allem Schweinepreisen in der Erweiterung ihrer Produktion für den Markt ihren Vorteil finden. Auf die parteipolitische Stellungnahme der Instleute und Deputanten, die durchaus nicht mehr das *konservative Stimmvieh* sind, als das sie, zumal in der west- und süddeutschen liberalen Presse, noch immer gelten, sind diese neuesten Entwicklungstendenzen nicht ohne Einfluß geblieben; leider zum Nachteil unserer Partei.

Zwar in ihrer Stellung als Lohnarbeiter fanden sie, seitdem eine sozialdemokratische Reichstags- und Landtagsfraktion besteht, deren weitestgehende Unterstützung bei allen gesetzgeberischen Akten, zuletzt bei Beratung der Reichsversicherungsordnung, und auch heute und künftig können sie (und das wissen sie sehr gut) in dieser Beziehung auf die Hilfsbereitschaft der Sozialdemokratie viel sicherer rechnen als auf die irgendeiner andern Partei. Aber der sachliche und agitatorische Wert dieser Fürsorge für die Gutstapelöhner als Arbeiter wurde dadurch nicht wenig beeinträchtigt, daß sich in sehr vielen von ihnen die Meinung festsetzte, sie würden in ihrer Eigenschaft als Kleinlandwirte von uns vernachlässigt oder gar geschädigt. Wenn wir in der Tat dieser Seite der Landarbeiterexistenz zuweilen nicht genügende Aufmerksamkeit und Förderung zugewandt haben, so erklärt sich das daraus, daß wir sie in ihrer Bedeutung für das wirtschaftliche Fortkommen und das soziale Aufsteigen der Gutsarbeiter sowie für das immer wichtiger werdende Problem der Fleischversorgung bisher meist unterschätzt haben. Selbst Genossen, die ländliche Zustände in einigen Gegenden des Ostens aus eigener Anschauung kennen, haben sich in diesem Punkt öfters beträchtlich geirrt. So behauptete Genosse Hermann Linde, als er vor kurzem einige unzutreffende Angaben des Genossen Fritz Faß, des Redakteurs unserer gewerkschaftlichen Landarbeiterzeitung, richtigstellte, sehr viele ostpreußische Instleute hätten kein Schwein, und nur vereinzelt komme es vor, daß sich Instleute mehr als 1 Schwein halten könnten.<sup>3)</sup> Ich muß gestehen, daß ich einen Instmann, der dauernd darauf verzichtet hätte ein Schwein zu halten, bisher weder in Ostpreußen noch sonstwo im Gebiet der Insten- und Deputantenverfassung angetroffen habe; wohl aber hatten viele eine Ferkelsau oder 3 bis 5 Läufer im Stall. Auch der Bearbeiter der letzten Enquete über ostpreußische Landarbeiterverhältnisse, Dr. Arno Hoffmeister, berichtet, daß von den ostpreußischen Instleuten und Deputanten in der Regel jährlich 2 schwere Schweine oder 8 bis 10 Läufer verkauft, und dadurch Einnahmen von 200 bis 400 Mark erzielt werden.<sup>4)</sup> Eine noch größere Schweinehaltung fand ich bei den Instleuten Hinterpommerns vor. Nach dem, was ich hier gesehen und gehört habe, halte ich die Mitteilung des Landschaftsrats von Hertzberg-Lottin, daß nach den Erfahrungen der hinter-

<sup>3)</sup> Siehe Linde *Die Agitation unter den Landarbeitern in der Neuen Zeit*, 1910-1911, 2. Band, pag. 443.

<sup>4)</sup> Siehe Hoffmeister *Die wirtschaftliche Lage der Landarbeiter in Ostpreußen* / Königsberg 1908/, pag. 71.

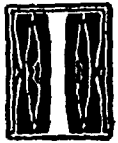
pommerschen Viehverwertungsgenossenschaften die Tagelöhner beim Verkauf der Schweine mit 28 %, die Großgrundbesitzer mit 8 % und die Bauern mit dem Rest beteiligt sind,<sup>5)</sup> für wahrscheinlich den Tatsachen entsprechend. Eine sichere Einsicht in diese Verhältnisse könnte nur auf statistischem Weg gewonnen werden. Leider gibt die Berufs- und Betriebszählung von 1907 auf die Frage nach dem Umfang der eigenen Produktionswirtschaft und besonders der Viehhaltung der ostdeutschen Landarbeiter keine völlig zweifelsfreie Antwort. Immerhin kann aus folgenden, von mir aus dem Tabellenwerk zusammengestellten Zahlen mit ziemlicher Zuverlässigkeit der Schluß gezogen werden, daß die Viehproduktion der ostelbischen Gutstagelöhner eine nicht zu unterschätzende privat- und volkswirtschaftliche Bedeutung hat:<sup>6)</sup>

Provinz respektive Staat	Anzahl der land- wirtschaft- lichen Be- triebe unter 1 Hektar	Landwirt- schaftliche Betriebe un- ter 1 Hektar, deren In- haber land- wirtschaft- liche Arbei- ter und Ta- gelöhner im Hauptberuf sind	Landwirtschaftliche Betriebe unter 1 Hektar mit			Zahl der land- wirtschaft- lichen Betrie- be unter 1 Hektar mit ausschließlich sonstigem Land (Deputat- und Dienstland)
			sowohl Geflüge als sonsti- gem Vieh	Rindvieh, aber kei- nen Pfer- den	Schwei- nen	
Ostpreußen	96 849	54 070	73 496	40 196	74 085	44 879
Westpreußen	70 862	36 706	49 793	26 895	51 687	21 904
Pommern	86 378	41 265	55 026	28 739	64 686	41 798
Posen	94 929	50 973	74 964	42 681	69 205	41 039
Beide Mecklenburg	79 430	28 827	37 780	22 995	53 547	18 182

Neben der langen Landgrenze gegen Rußland und der nicht minder langen, neuerdings von vielen meiner Landsleute durch England bedroht geglaubten Ostseeküste (zwei geographischen Tatsachen, die die ostdeutsche Bevölkerung im allgemeinen zu Aufwendungen für die Verstärkung von Heer und Flotte geneigter machen als etwa die süd- oder mitteldeutsche) ist nach meiner Erfahrung die ausgedehnte Viehhaltung und Viehproduktion der ostelbischen Landarbeiter für sie der stärkste Beweggrund konservativ zu stimmen. Wäre es in ihren Kreisen genügend bekannt geworden, daß die Sozialdemokratie der deutschen Viehhaltung den nötigen Schutz gegen die Einschleppung von Seuchen aus Rußland durchaus nicht versagt, und daß sie, wie noch zuletzt Genosse Dr. Südekum in der Teuerungsdébatte des Reichstags hervorhob, keineswegs prinzipiell freihändlerisch gesinnt ist und über Schweine- und Fleischzölle zum Schutz der Landarbeiter und Kleinbauern mit sich reden ließe, dafür ihre Eigenwirtschaft durch Aufhebung des Gersten- und Maiszolles fördern will, so wäre die Abstimmung der ostdeutschen Instleute und Deputaten am 12. Januar wohl anders ausgefallen. In dieser Beziehung muß auf dem platten Land noch viel Aufklärungsarbeit geleistet werden.

<sup>5)</sup> Siehe von Hertzberg-Lottin im Protokoll der Verhandlungen des Landesökonomiekollegiums von 1911, pag. 205. Nach von Hertzberg sind in seinem Heimatkreis Belgard fast alle Tagelöhner Mitglieder der Viehverwertungsgenossenschaft.

<sup>6)</sup> Die Betriebe der Instleute und Deputaten sind am besten in der letzten Spalte erfaßt. Betriebe mit ausschließlich Deputat- und Dienstland in Größe von 1 von 2 Hektar gab es in Ostpreußen 1765, in Westpreußen 1191, in Pommern 4495, in Posen 453, in beiden Mecklenburg 1035. Ihre Inhaber dürften meist gehobene Gutsarbeiter sein: Kämmerer, Vögte, Hofmeister, Vorarbeiter Gutshandwerker. Nur in Hinterpommern ist das Deputatland der eigentlichen Gutstagelöhner häufiger größer als 1 Hektar. Die Differenz zwischen den Zahlen der 2. und der 6. Spalte umfaßt solche landwirtschaftliche Betriebe unter 1 Hektar, deren Inhaber als landwirtschaftliche Arbeiter im Hauptberuf eigenes oder gepachtetes Land bewirtschaften. Die Zahl der landwirtschaftlichen Arbeiter mit Grundeigentum unter 1 Hektar ist besonders im mecklenburgischen Domanium groß



NDES, aus dem bisher Gesagten läßt sich nur die Tatsache erklären, daß die Sozialdemokratie in der ostelbischen Landarbeiterklasse nur eine mäßige Anhängerschaft finden konnte. Nicht wird dadurch erklärt, wie es kam, daß die Gefolgschaft unserer Partei auf dem platten Land Ostpreußens und in zahlreichen pommerschen, mecklenburgischen, westpreußischen und posenschen Wahlkreisen sogar abgenommen hat. Um diesen unerwünschten Rückgang oder doch Stillstand unserer Bewegung in weiten Gebieten zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß die ostdeutsche Landarbeiter- und Kleinbauernschaft seit den Wahljahren 1898 und 1903 ein sie sehr nahe angegehendes kollektives Erlebnis durchgemacht hat, mit dessen unmittelbar sich aufdrängender Gewißheit die Belehrungen, die sie von manchen unserer Agitatoren gehört hatte und zum Teil noch immer hörte, nun einmal nicht zu vereinigen waren. Mehrere unserer eifrigsten ostdeutschen Wortführer predigten nach wie vor den historisch notwendigen Sieg der landwirtschaftlichen Großbetriebe, deren Vergesellschaftung am Tag nach der sozialen Revolution und künftige Bewirtschaftung durch Landarbeiterproduktivgenossenschaften. Was aber die handarbeitenden Landbewohner in Wirklichkeit vor sich gehen sahen, war das Gegenteil: das wirtschaftliche Erstarken der kleineren und mittleren Bauernschaft, das oft vergebliche Ankämpfen der Großgüter gegen die Schwierigkeiten der Arbeiterbeschaffung, die Zunahme der Güteraufteilungen nicht nur in den beiden Ansiedlungsprovinzen Posen und Westpreußen (hier bis zum Beginn der Ära von Schorlemer) sondern seit 1903, dem Jahr der Begründung der *Pommerschen Ansiedlungsgesellschaft*, viel spontaner in Pommern und seit Entstehung der *Ostpreußischen Landgesellschaft* im Jahr 1905 nicht weniger spontan in Ostpreußen, endlich in den letzten Jahren das Hinübergreifen der mecklenburgischen Kolonisationsbewegung aus dem Gebiet des großherzoglichen Domaniums in das der Ritterschaft. Durch die Tätigkeit der neu begründeten gemeinnützigen Kolonisationsinstitute gingen sehr zahlreiche ostelbische Rittergüter aufgeteilt in das Eigentum von Bauernkindern, Bauhandwerkern und Landarbeitern über. Bei den befriedigenden Getreide-, Milch-, Butter-, Vieh- und Schweinepreisen gediehen die neuen Ansiedlungen auf das beste und weckten in immer mehr Männern und Frauen aus der arbeitenden Landbevölkerung des Ostens den Wunsch gleichfalls ein ihren Ersparnissen angemessenes Landarbeiter- oder Bauerngut auf Rente zu erwerben. Das glückte vielen. Man kann heute bereits von der Nordwestecke Neuvorpommerns oder vom Südwestzipfel Posens bis zum Memelstrom wandern, ohne anderswo als in einem in den letzten 2 Jahrzehnten auf frühern Rittergutsland erbauten Bauerndorf sein Nachtquartier aufzuschlagen; und man wird dabei die Bekanntheit vieler kleineren und mittleren Bauern machen, die früher Hoftagelöhner oder Gutshandwerker waren. Ja, auf einer solchen Wanderung konnte ich in einem hinterpommerschen Ansiedlerdorf durch Umfrage auf den neuen, schmucken Gehöften und in den pfannengedeckten, weißgestrichenen Wohnhäusern mit den grünen oder blauen Fenstern und Türen feststellen, daß von 24 Bauernstellen zu meist 64 Morgen nicht weniger als 13 früher unselbständigen Leuten (Instmännern, Gärtnern, Schäfern und Gutsschmieden) gehörten. Und wenn es auch in Mecklenburg und den 4 östlichsten Provinzen Preußens bisher nur je einigen Hundert früher grundbesitzlosen Arbeitern gelungen ist sich auf dem ihnen durch die innere Kolonisation eröffneten Weg zum Bauern emporzuarbeiten, so genügten ihre weit über das Land verstreuten und den Gutstage-

löhnern fernhin sichtbaren Gehöfte doch, um eine gründliche Wandlung in dem sozialen Ideal der arbeitenden Schichten des platten Landes hervorzu- bringen. Auch wer sich früher sein oder seiner Kinder Zukunft mehr oder weniger unklar als Teilnahme an der genossenschaftlichen Bewirtschaftung eines Großguts vorgestellt hatte, wollte jetzt freier Bauer auf eigenem Grund werden oder den Ankauf eines Arbeiterrentenguts als Sprungbrett zu diesem Ziel benutzen.

Diese durch den Aufschwung der Binnenkolonisation hervorgerufene Rich- tungsänderung in dem sozialpolitischen Denken und Hoffen der geistig reg- samsten und strebsamsten ostelbischen Landarbeiter brachte die ostdeutsche Sozialdemokratie in eine schwierige Lage. Sie hätte, um sich darin zu be- haupten, die Gedanken aufgreifen und verwirklichen sollen, die ich ihr vor 3 Jahren in einem Büchlein nahezubringen suchte.<sup>7)</sup> Sie hätte den Instleuten und Deputanten den Weg zur Erreichung des ihnen nun klar zum Bewußtsein gebrachten Klassenziels, der Existenz als selbständige Bauern mit familienhafter Arbeitsverfassung, weisen und ebnen, sich zur Vorkämpferin des neuen Landarbeiterideals aufwerfen sollen, nachdem das alte seine Zugkraft offen- sichtlich eingehüßt hatte. Aber die führenden ostdeutschen Genossen hatten sich selbst zu sehr auf dieses alte Ideal festgelegt, und manche von ihnen bewegten sich zudem noch ganz in den veralteten agrarmarxistischen Gedanken- gängen des Genossen K. Kautsky. Infolgedessen kam ein Kompromiß, eine Halbheit zum Sieg: Man entschloß sich gegenüber der innern Kolonisation eine abwartende Stellung einzunehmen, man ergriff weder für noch gegen die Verselbständigungsbestrebungen der Landarbeiter Partei. Das Resultat dieser Zaudertaktik ist das jetzige Wahlergebnis auf dem platten Land Ostpreußens und Pommerns. Es zeigt, daß sich Instleute, Deputanten und Landhandwerker zu Tausenden von unserer Partei abgewandt haben.

Besser erfaßten die ostpreußischen Linksliberalen das Gebot der Stunde. Sie handelten ganz konsequent nach den klugen Ratschlägen, die der volkswirt- schaftliche Redakteur des führenden fortschrittlichen Blattes in Ostdeutschland, der *Königsberger Hartungschen Zeitung*, ihnen bei Besprechung meiner oben erwähnten Schrift in der *Frankfurter Zeitung* vom 4. März 1909 gegeben hatte: »Wir Liberalen müssen aus der Schulz'schen Schrift die Nutzenanwendung ziehen, die Bauern und Landarbeiter, die die Sozialdemokratie verloren hat und die sich noch nicht ganz dem konservativen Bündelertum verschrieben haben, für den Liberalismus zu gewinnen, durch intensive Teilnahme an ihren Interessen und namentlich durch Unterstützung und Mitarbeit am Kolonisationsproblem, wie dies die ostpreußische liberale Presse in vorbildlicher Weise getan hat. Namentlich wird der Liberalismus sich zum Anwalt der Landarbeiterwünsche nach genügend großen Landlosen machen müssen. Kommt dazu noch ein zähes Eintreten für eine Revision unserer Gemeinde- und Kreisordnung im Sinne ihrer Demokratisierung, für eine Beteiligung der Land- arbeitserschaft an den landwirtschaftlichen Interessenvertretungen; die Befreiung der Landarbeiterschaft von den, wenn auch meist papierernen Fesseln eines gesetzlichen Aus- nahmerechts und nachdrückliches Eintreten für die Selbstverwaltung der Koloni- sationskörperschaften, dann hat der Liberalismus die richtigen Lehren aus den Aus- führungen von Schulz gezogen, die sich die Sozialdemokratie [hier ist offenbar der Wunsch der Vater des Gedankens] nie und nimmer zu eigen machen wird.« Entsprechend den hier aufgestellten agrarprogrammatischen Richtlinien haben die ostpreußischen Fortschrittler bei den diesjährigen Reichstagswahlen in ihren Zeitungen und in fast allen auf dem Lande verbreiteten Flugblättern und in den Dörfern gehaltenen Reden Beschleunigung der innern Kolonisation und Be-

<sup>7)</sup> Siehe meine Schrift (*Ökonomische und politische Entwicklungstendenzen in Deutschland* / München 1909).

teilung der Landarbeiter am landwirtschaftlich genutzten Grundeigentum verlangt. Neben ihrer vorsichtigen Stellungnahme zu den Agrarzöllen<sup>8)</sup> haben sie es dieser Taktik zu danken, daß die Wahlstimmen der fortschrittlichen Volkspartei in Litauen von 17 690 in 1907 auf 54 083 und in ganz Ostpreußen (trotz des Rückgangs in der Stadt Königsberg um 3500) von 59 001 auf 118 184 oder um 100 % stiegen,<sup>9)</sup> während die sozialdemokratischen Stimmen in Ostpreußen außer Königsberg und Tilsit von 28 658 in 1898 und 35 731 in 1903 auf 26 816 in 1912 sanken.

Das ist ein Verlust an Prestige für unsere Partei. Aber er kann bis zu den nächsten Wahlen ausgeglichen und durch Stimmen- und Mandatzuwachs vergessen gemacht werden, wenn die Lehren, die aus dem andauernden Rückgang unserer Partei auf dem platten Land Ostpreußens und überhaupt weiter Gebiete Ostdeutschlands gezogen werden müssen, beherzigt und für unsere Landarbeiterpolitik und Landagitation fruchtbar gemacht werden. Den alten Hauptfehler: die Ignorierung der Landarbeiterwünsche nach Land zu freiem Eigentum oder zu Rentengutsrecht, in Zukunft zu vermeiden kann doch jetzt unseren in der Landagitation tätigen ostdeutschen Genossen nicht mehr schwer fallen, nachdem unser Parteivorstand und unsere Reichstagsfraktion die Förderung der innern Kolonisation als Parteaufgabe anerkannt haben.<sup>10)</sup>

XX  
**EMIL DÖBLIN · LEHREN DER TARIFVERTRAGS-  
 VERHANDLUNGEN**

**F**ÜR die Beobachter der Entwicklung der Tarifverträge dürfte es nicht ohne Interesse sein die Lehren der letzten Tarifvertragsverhandlungen im Buchdruckgewerbe einer Erörterung zu unterziehen, um so mehr als alle Anzeichen dafür sprechen, daß die Gegner des Tarifvertragsgedankens im Unternehmerlager an Boden gewinnen. Die Scharfmacher, denen tarifliche Vereinbarungen mit den Arbeitern auf dem Boden der Gleichberechtigung von jeher verhaßt waren, lassen kein Mittel unversucht ihren nicht zu unterschätzenden Einfluß in den Berufen, in denen Tarifgemeinschaften bestehen, zu deren Schaden geltend zu machen.

Obwohl man annehmen sollte, daß im Buchdruckgewerbe der Tarifgemeinschaftsgedanke festen Boden gefaßt hat, ließen die letzten Verhandlungen doch erkennen, daß die Minierarbeit gewisser dem Gewerbe nahestehender scharfmacherischer Elemente auch hier ihre schädigende Wirkung ausgeübt hat. Die Vertreter des Verlagsbuchhandels und der Zeitungsverlegervereinigung ließen wiederholt erkennen, daß die einer friedlichen Verständigung geneigten Unternehmervertreter nicht in ihrem Sinn handelten, und daß sie lieber einen wirtschaftlichen Kampf im Buchdruckgewerbe gesehen als den berechtigten Forderungen der Gehilfenschaft Rechnung getragen hätten. Aus dieser Stellungnahme der Vertretung großer Auftraggeber für das Buchdruckgewerbe mußte

<sup>8)</sup> Siehe Marchionini *Zur Zollschutzfrage* in der *Neuen Zeit*, 1910-1911, 2. Band, pag. 399 ff.

<sup>9)</sup> Auch unser ostpreussisches Parteiorgan, die *Königsberger Volkszeitung*, vom 13. Januar 1912 führt die Erfolge der fortschrittlichen Volkspartei in der Provinz auf ihre Befürwortung der Hinnensiedlung zurück. »Ach wie bald,« schreibt sie, »werden die Landarbeiter Ostpreußens erfahren, daß die Liberalen nicht daran denken die Großgrundbesitzer zu enteignen und ihre Güter unter die Bauern und Instleute zu verteilen.«

<sup>10)</sup> Siehe meinen Artikel *Sozialdemokratie und innere Kolonisation* in den *Sozialistischen Monatsheften* 1911, 3. Band, pag. 1644 ff.

die Gehilfenvertretung die Nutzenanwendung ziehen, daß in erster Linie den Scharfmachern der Wind aus den Segeln genommen werden müsse. Das war aber nur dadurch zu erreichen, daß bei solchen Positionen, die infolge der Entwicklung des Gewerbes schwer aufrecht zu erhalten sind, von der Gehilfenvertretung Konzessionen gemacht wurden. Diesen Umstand ist es zuzuschreiben, daß die Gehilfenvertreter sich zu dem nicht leichten Zugeständnis entschlossen für die Maschinensetzer in eine Verlängerung der Arbeitszeit zu willigen. Diese Nachgiebigkeit hat in der Arbeiterschaft verschiedentlich Befremden hervorgerufen, weshalb eine Erklärung hierfür notwendig erscheint.

Als die erste Tarifierung der Arbeit an der Setzmaschine erfolgte, war diese erst in verhältnismäßig wenigen Exemplaren zur Einführung gelangt. Eine allgemeine Verbreitung der Maschine erschien auch den Unternehmern sehr fraglich, sie erblickten in ihr damals wenig mehr als eine Gelegenheit bei der Preiskalkulation einander Konkurrenz zu machen. Aus diesen Gründen war es nicht schwer sehr günstige Bedingungen für die Entlohnung und die Arbeitszeit an der Maschine zu erzielen. Der Lohn stand 25 % über dem Handsetzermimum, und die Arbeitszeit wurde auf 8 Stunden, einschließlich einer halbstündigen Putzzeit, bemessen. Zudem wurde festgesetzt, daß an der Maschine nur gelernte Setzer beschäftigt werden dürften: eine Bestimmung, die bei der kaum erwarteten Verbreitung der Maschine für die Gehilfenschaft von größter Bedeutung war. Das Entgegenkommen, das auf diesem Gebiet der Gehilfenschaft gezeigt worden war, fand im Lauf der Zeit immer schärfere Kritiker: nicht nur in Kreisen der Unternehmer im Buchdruckgewerbe sondern auch bei den tariffeindlichen Großindustriellen, deren Interessenvertreter, unter anderen der bekannte Dr. Tille, ganze Broschüren füllten, um darzutun, daß der deutsche Buchdruckertarif es verhindere die technischen Fortschritte auszunutzen. Hinzu kam eine rapide Verbreitung der Setzmaschine, so daß alle größeren und mittleren Buchdruckereien ein Interesse an einer Änderung der Tarifierung der Arbeiten an der Maschine hatten. Die Verhandlungen über die Revision des Tarifs ließen denn auch bald erkennen, daß die Unternehmer nur bereit waren Zugeständnisse bei der Entlohnung für die gesamte Gehilfenschaft zu machen, wenn in der Setzmaschinenfrage eine Verständigung erzielt würd. Die Situation spitzte sich derartig zu, daß die Gehilfenvertreter vor der Wahl standen für einen verhältnismäßig kleinen Teil einer immerhin noch erträglichen Verschlechterung zuzustimmen oder die gesamte Gehilfenschaft schwer zu schädigen, unter Umständen es zum Abbruch der Verhandlungen kommen zu lassen und damit unabsehbare Verwickelungen und Kämpfe mit fraglichem Ausgang heraufzubeschwören. In Berücksichtigung dieser Verhältnisse erklärten sich die Gehilfenvertreter mit einer 8stündigen Setzzeit der Maschinensetzer einverstanden (die Putzzeit bis zur Dauer einer halben Stunde liegt jetzt außerhalb der Setzzeit). Dafür blieb die um 25 % höhere Bezahlung erhalten, und sämtliche Systeme (also auch der Monotypetastapparat) wurden als Setzmaschinen im Sinn des Tarifs anerkannt, das heißt sie dürfen nur von gelernten Buchdruckern bedient werden. Ferner wurde eine zirka 10- bis 12½prozentige Erhöhung der Löhne für die Gesamtheit der Gehilfen eingetauscht.

Sehr heiß unstritten war der Verhandlungspunkt, der die Verkürzung der Arbeitszeit betraf; er endete mit der Erringung einer wöchentlichen ½stündigen Verkürzung der Arbeitszeit, so daß diese jetzt pro Woche 53 Stunden beträgt.



Der starke Widerstand, den die weitergehenden Forderungen der Gehilfen fanden, läßt ersehen, daß speziell im graphischen Gewerbe die Unternehmer mit der Einführung komplizierterer und größerer Maschinen immer weniger geneigt sind deren Ausnutzungsmöglichkeiten einzuschränken und deshalb einer Verkürzung der Arbeitszeit sich immer heftiger widersetzen. Einen überzeugenden Beweis hierfür haben wir in dem nun bereits länger als ein Vierteljahr währenden Kampf der Lithographen und Steindruckern, in dem die Forderung einer weitergehenden Verkürzung der Arbeitszeit eine Verständigung nicht zustande kommen läßt. Wenn es nicht gelingt auf diesem Gebiet einen Ausgleich zu schaffen, so dürften für die Zukunft noch große Schwierigkeiten auch im Buchdruckgewerbe zu überwinden sein.

Das Resultat der Tarifberatung, namentlich was die Festsetzung der Arbeitszeit anlangt, konnte naturgemäß, besonders bei den Maschinensetzern, nicht befriedigen. Trotzdem waren Verbandsleitung und Gehilfenvertreter sich bewußt ihre volle Schuldigkeit getan und sowohl im Interesse der Gesamtheit wie in dem der Organisation gehandelt zu haben. Die Vertretung der Arbeiterinteressen bei so wichtigen Aufgaben wie sie der Abschluß eines Tarifs von nationalem Umfang für die Arbeiterschaft eines ganzen Berufs darstellt läßt sich eben nicht nach einem bestimmten Schema regeln, sie erfordert gewissenhaftes Abwägen aller in Betracht kommenden Umstände, Kenntnisse der technischen Entwicklung und Würdigung der Folgen eines etwaigen Kampfes. Bei der fortgesetzt revolutionierenden Technik wird es auch in Zukunft nicht ausgeschlossen sein, daß bestimmte Berufe auf einzelne Positionen, die sie bereits inne haben, verzichten müssen, um dafür auf anderen Gebieten Zugeständnisse zu bekommen. Die Verhältnisse im Buchdruckgewerbe im allgemeinen und in der Organisation im besondern sind etwas eigenartiger Natur, und daher ist die Taktik der Gehilfenorganisation sehr häufig in der Gewerkschafts- und der Parteipresse nicht verstanden und abfällig kritisiert worden. Um so angenehmer berührt es, daß gerade diesmal die schwierige Tarifrevision mit ihrem anscheinend anfechtbaren Ausgang in der Arbeiterpresse im allgemeinen das richtige Verständnis gefunden hat. Das *Korrespondenzblatt der Generalkommission*, aber auch die *Leipziger Volkszeitung* erwägen beide das Risiko eines Kampfes bei der jetzigen Situation im Buchdruckgewerbe, und sie gelangen dabei zu fast gleichen Resultaten. Das *Korrespondenzblatt* schließt seine Besprechung des Resultats der Tarifberatung folgendermaßen:

»Wir verkennen durchaus nicht das für die Maschinensetzer Deprimierende in der Preisgabe einmal errungener Positionen. Allein, es darf nicht vergessen werden, daß der Verband auch bei der diesmaligen Tarifrevision die für die Arbeiter so wichtige Position gehalten hat, wonach gelernte Buchdrucker allein das Recht auf die Setzmaschine haben. Die Preisgabe dieser Position wird zwar ohne Kampf nie erfolgen, aber kommt es einmal zum Kampf im Buchdruckgewerbe, so wird diese Bestimmung sicherlich sehr schwer gehalten werden.«

Und in der *Leipziger Volkszeitung* heißt es:

»Es erscheint ein Sieg der Arbeiter insofern in Frage gestellt als es unter solchen Umständen auf das Ausdauern ankommen würde. Die kleinen Schlucker wären zugrunde gerichtet: Aber die großen Unternehmer würden es auf einen Kampf bis zum Weißbluten ankommen lassen. Sollte es ihnen gelingen die Arbeiter niederzuringen, dann wäre es freilich eine vernichtende Niederlage. Es würden dann die Sieger die bestehenden Verhältnisse in bezug auf das Lehrlingswesen, auf die Maschinenarbeit (Bedienung der Setzmaschinen nur durch gelernte Buchdrucker) revolutionieren, und mit der Stellung der Buchdrucker, die im gewissen Sinn eine Sonderstellung innerhalb der Arbeiterschaft ist, wäre es vorbei. Wie gesagt: Der

Sieg des Unternehmertums in diesem Kampf ist nicht ohne weiteres wahrscheinlich; aber er ist nicht absolut ausgeschlossen. Für die Arbeiterschaft aber steht so sehr viel auf dem Spiel. So erklären wir uns die Haltung der Vertreter der Arbeiter, die die Verantwortung für einen Kampf unter diesen Umständen nicht glaubten übernehmen zu dürfen und in den Vertrag willigten, trotzdem er nicht befriedigen kann.«

Inzwischen haben sich auch die Geister in der Gehilfenschaft beruhigt. Man ist zu der Erkenntnis gelangt, daß nicht unsere Wünsche sondern die Verhältnisse unser Handeln bestimmen. Bezeichnend ist nur, daß die Unzufriedenheit im Lager der Unternehmer die der Gehilfen fast noch übertrifft. Auch dort ist man mit seiner Vertretung nicht zufrieden, und scharfe Resolutionen bringen in den Versammlungen zum Ausdruck, daß die Zugeständnisse an die Gehilfenschaft zu weitgehende seien, ja, man droht mit Austritt aus der Tarifgemeinschaft. Gerade diese in Unternehmerkreisen nicht vereinzelt hervortretende Abneigung gegen Tarifverträge läßt es mir geboten erscheinen auf eine Kritik der Tarifgemeinschaft im Buchdruckgewerbe, die der *Zimmerer* Ende 1911 brachte, noch kurz einzugehen. Als die »größte Schwäche der deutschen Gewerkschaftsbewegung« erscheinen dem *Zimmerer* die *Industrieverbände* und dann das *Tarifverhältnis der Buchdrucker*. Vergebens aber suchte ich in dem Artikel nach einer Begründung dieser Behauptung; mir schien dort gerade das Gegenteil bewiesen. So heißt es da:

»Diesen [den ohne nennenswerten Erfolg geführten früheren Kämpfen] gegenüber war die Buchdruckertarifgemeinschaft von 1896 tatsächlich ein Fortschritt, und, an den Ergebnissen der vorausgegangenen Kämpfe gemessen, bedeuten die Ergebnisse der späteren Tarifrevisionen und -erneuerungen steigende Erfolge der Buchdrucker.« Wenn *Der Zimmerer* nicht ein unbesiegbares Vorurteil gegen Tarifverträge hätte, so müßte seine eigene Darstellung für ihn ergeben, daß die Tarifgemeinschaft ein Produkt der im Buchdruckgewerbe geführten Kämpfe ist, und daß beide Parteien jetzt zu einer Verständigung zu gelangen suchen, ohne erst in gegenseitigen Kämpfen sich aufzureiben. Es muß zu falschen Schlüssen führen, wenn man sämtliche Berufe nach einem Schema behandelt. Der *Verband der deutschen Buchdrucker* besitzt an zirka 2000 Orten Mitglieder: Da sollte es doch einleuchten, welch bedeutenden Wert ein Tarif über ganz Deutschland hat, ebenso auch, welche Schwierigkeiten bei Schaffung eines solchen zu überwinden sind. Wäre das Tarifverhältnis im Buchdruckgewerbe tatsächlich so wie es der *Zimmerer* erscheinen lassen möchte, so darf er ruhig davon überzeugt sein, daß unter den Buchdruckern genügend Intelligenz vorhanden ist, um Remedur zu schaffen. Es muß daher geradezu heiter stimmen, wenn der *Zimmerer* gewissermaßen bedauert den Buchdruckern nicht sagen zu können, was sie zu tun haben, »um wieder mit der Zeit fortzuschreiten«, und ihnen die Lösung dieses Problems selbst überlassen will. Ein wenig sonderbar ist es doch auch, daß die Argumente für die »größte Schwäche der deutschen Gewerkschaftsbewegung« eigentlich in fortgesetzten Anerkennungen der durch die eingeschlagene Taktik erzielten Erfolge bestehen. So heißt es in dem Artikel über die Vertragspolitik der Buchdrucker weiter:

»Uns imponiert vor allem ihre Organisation, der Berufsverband der deutschen Buchdrucker, und sein Organisationsprinzip, die Absicht durch die Organisation den Arbeitsmarkt des Berufs zu beherrschen. Diese Absicht hat in Deutschland und wohl auch anderwärts noch keine zweite Gewerkschaft in so hohem Maß durchzusetzen vermocht wie der deutsche Buchdruckerverband.«

Ja, lieber *Zimmerer*, das ist aber nur durch einen Tarifvertrag möglich wie er im Buchdruckgewerbe besteht (Festsetzung einer Lehrlingsskala, Mitwirkung am paritätischen Arbeitsnachweis usw.). Es scheint also, als ob der

Schwächezustand, in dem sich der Buchdruckerverband dabei befindet, erträglich ist. Das erkennt ja wohl auch der *Zimmerer* selbst an, wenn er schreibt: »Die Buchdrucker haben trotz ihrer veralteten Tarifvertragspolitik bei der verflissenen Tarifrevision größere materielle Vorteile erzielt als jene Gewerkschaften mit über 100 000, vielen verschiedenen Berufen angehörenden Mitgliedern ... Bisher haben die großen, aus Arbeitern verschiedener Berufe bestehenden Gewerkschaften auch durch die härtesten Kämpfe nicht annähernd das erreicht, als die Buchdrucker mit ihrer nicht mehr zeitgemäßen Tarifvertragspolitik auf dem Weg der Verhandlungen.« Also noch schwächer als die Buchdrucker sind die Industrieverbände. Über diese zu diskutieren liegt außerhalb des Rahmens meines Themas. Doch möchte ich noch kurz feststellen, was nach dem *Zimmerer* dem Ideal der gewerkschaftlichen Taktik entspricht. Nachdem er die oben angeführten Erfolge des Buchdruckerverbands auf dem Weg der Verhandlung den Kämpfen des Industrieverbands gegenüber hervorgehoben hat, schreibt er:

»Während der gut organisierte Berufsverband [Buchdrucker] mit seinem 8 Millionen Mark betragenden Vermögen sich vor einem Kampf hütet und wohl auch hüten muß, brachten im Lauf des verflissenen Sommers eine kleine Anzahl Rotationsmaschinenmeister und die Solidarität ihrer Berufsgenossen in Berlin fast die gesamte dortige großkapitalistische Zeitungsproduktion zum Stillstand.«

Der *Zimmerer* irrt. Es ruhte nur kurze Zeit ein Zeitungsbetrieb, die übrigen Unternehmer erklärten sich solidarisch und griffen zu dem selben Mittel, das sich in anderen Berufen stets sehr vorteilhaft für die Unternehmer bewährt hatte.<sup>1)</sup> Es heißt doch wohl seine Zeit und die ganze Entwicklung verkennen, wenn man glaubt einem gut organisierten Unternehmertum gegenüber mit derartigen kleinen Putschen Arbeiterinteressen vertreten zu können. Gewiß, die dem *Zimmerer* so unsympathische Tarifgemeinschaft kann man mit solchen Experimenten am besten beseitigen; dazu empfinden die Buchdrucker aber kein Bedürfnis, da sie aufbauen, aber nicht niederreißen wollen. Der *Zimmerer* steht eben noch auf dem längst verlassenen Standpunkt, daß die Stärke einer Organisation sich darin zeigt, daß jede kleine Differenz auf dem Kampfboden zum Austrag gebracht wird. Eine Organisation, die sich wirklich ihrer Kraft bewußt ist, kann auf dieses Säbelrasseln verzichten und ohne Einbuße an ihrem Ansehen den Weg der Verständigung beschreiten; denn auch nach einem Kampf muß eine Verständigung erfolgen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß auch durch die opferreichsten Kämpfe das Unternehmertum in seinen Zugeständnissen den durch die gewerbliche Lage gezogenen Rahmen nicht überschreitet; kann dieses Zugeständnis auf friedlichem Weg erreicht werden, so ist das der größte Erfolg einer Arbeiterorganisation.

Daß ich mit dieser Auffassung nicht allein stehe, beweist mir die Ansicht des *Korrespondenzblatts*, das sich über den durch den Tarifvertrag *geschwächten* Buchdruckerverband und seine Erfolge bei der letzten Tarifberatung folgendermaßen ausläßt:

»Es kann daher die diesjährige Tarifrevision im Buchdruckgewerbe als ein vollgültiger Beweis dafür angesehen werden, was eine gut gerüstete, starke Gewerkschaftsorganisation auf dem Verhandlungsweg zu erreichen vermag. Die Voraussetzung aller gewerkschaftlichen Erfolge ist die starke, kampfesfähige Organisation. Die ist im Buchdruckgewerbe vorhanden, und das ist der Schlüssel auch der diesjährigen Erfolge. Ohne das Bewußtsein eine kampfesfähige, gut organisierte Gehilfenschaft vor sich zu haben würden die Unternehmer diese Zugeständnisse nie und nimmer gemacht haben. Aber ebenso selbstverständlich ist, daß die Gehilfensorganisation alle Chancen genau abwägen muß; sie muß die Verhältnisse im Gewerbe selbst genau abschätzen, um zu wissen, was durchführbar ist oder nicht. Die Gefahren für die

<sup>1)</sup> Siehe meinen Artikel *Die Lehren des Berliner Buchdruckerstreiks* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1911, 2. Band, pag. 1069 ff.

Arbeiter des Buchdruckgewerbes drohen nicht von den Scharfmachern, mit denen wird die Gehilfenorganisation den Kampf schon ausfechten können, sondern von der Maschine. Diese ist aber nicht aus der technischen Entwicklung des Gewerbes auszuschalten. Es gilt daher die Taktik der Arbeiterorganisation diesen neuen Verhältnissen anzupassen. Das ist bisher gelungen, dafür bürgen die Ergebnisse dieser Tarifrevision.«

Es wird hoffentlich nicht mehr lange dauern, bis diese Erkenntnis, die von den Leitern der Gewerkschaftsbewegung längst gewonnen ist, Gemeingut der deutschen Arbeiterklasse wird.

XX

## JULIUS BAB · SHAKESPEARE UND KEIN ENDE



**S**HAKESPEARE und kein Ende: das war der Titel einer kleinen Schrift, die der alte Goethe im Jahr 1813 begann und 13 Jahre später um einen Schlußabsatz vermehrte und herausgab. Der Grundton dieser Schrift ist ein leises Erstaunen des Mannes, der seine eigene Jugend fast bedrohlich gegen sein Alter auferstehen sah. Einst hatte er in flammenden Worten »zum Shakespearetag« dem göttlichen, prometheusgleichen Weltenschöpfer gehuldigt, und noch später hatte er William den »Stern der schönsten Höhe« genannt, dem er neben Lida sein ganzes Sein danke. Dann waren andere Götter in das erhabene Rund seiner Welt eingezogen. Alles Leben zu fühlen und zu begreifen, dazu war ihm Shakespeare der rechte Lehrmeister gewesen; nun der Trieb in ihm übermächtig wurde den großen Besitz zu klären und zu festigen, waren ihm die Griechen in ihrer großen ordnenden Gemessenheit die lieberen Propheten. Er bewahrte für Shakespeare die Ehrfurcht und Treue, die ein Alter von solcher harmonischen Vollendung stets für die Götter der eigenen Jugend haben muß. Aber als lebendige, wirksame Kraft schien Shakespeare für Goethe ausgeschaltet. Da aber trat eine junge Generation auf den Plan, die diesen Shakespeare wieder in den Mittelpunkt ihrer täglichen Gebete stellte, seinen Namen als Schlachtruf und Triumphgeschrei erhob. Im Zeichen Shakespeares stürzten sich die Romantiker in die Unendlichkeit des Gefühls, die schrankenlose Lust des Spiels, die schonungslose Freiheit des Geistes hinaus. Sie zerstörten die Form, verlachten die Gesetze, verspotteten die Ordnung: Der große Rausch des unendlich bewegten, ganz einheitlich gefühlten Lebens sollte alles ersetzen. Da rüstete sich Goethe, der große Ordner der sinnlichen Welt, zur Abwehr; er wollte den Jungen ihr Panier aus den Händen winden, er wollte ihnen und sich selbst nicht zugeben, daß er dem Helden seiner Jugend irgend entfremdet sei, und er schrieb diese Schrift. Wohl war er im Recht, wenn er gegen den schrankenlosen Geist der Romantik das tiefgesetzliche, kosmische Wesen des Shakespeareschen Werkes hervorhob, das Gesetz, durch das diese Welt herausschenden Gefühls eben als Form lebendig bleibt. Aber da er Gesetz und Ordnung jetzt völlig im Geist der Griechen sah und in den verehrten Briten diesen Geist hineindeutete, so wurde manches absonderlich und schief bei diesem Versuch eine junge Leidenschaft in die befestigte Verehrung des Alters umzusetzen. Auf dem Grund aber lag ein Ton des Staunens: Wie er wiederkam in immer neuer Gestalt, dieser tote Dichter; wie sein Feuer, das die Klassiker schon als einen beruhigten Stern an ihrem Himmel geordnet zu haben wähten, wieder zum schweifenden Kometen wurde, der Aufruhr kündend durch die Welt zog; das wunderte den Alten, und stauend und liebevoll zugleich schrieb er die Worte *Shakespeare und kein Ende*.

**U**ND Shakespeare hat noch immer kein Ende. Nachdem die Romantiker ihrem Shakespearekult in der großen Schlegel-Tieckschen Übersetzung das höchst bedeutsame Denkmal gesetzt hatten, schien der Dichter ja seinen ruhig respektierten Platz in der Ahnengalerie des deutschen Geistes einzunehmen. Aber während die Arbeit der deutschen Dichter und Denker immer wieder Shakespeare umkreiste, und von immer neuen Seiten, von immer neuen Trieben beseelt die stärksten Geister sich Wege in sein Werk bahnten, kam in der materialistischen und mechanistischen, praktischen Strömung des 19. Jahrhunderts eine Gesinnung herauf, die sogar etwas wie eine aktuelle Shakespearefeindschaft reifen ließ. Mit einem Ingrim, der der lebendigen Bedeutung des Gegenstands alle Ehre macht, sprach und spricht man noch heute in gewissen Kreisen von der sinnlosen Überschätzung dieser unkultiviert rohen Mord- und Zaubergeschichten, die zu den Problemen unserer Zeit, den Bedürfnissen unserer Kultur in keinerlei nützlicher Beziehung ständen. Und selbst die gebildeteren Geister, denen ein anerzogener Respekt solche Äußerungen verbietet, pflegen, was kaum besser ist, dem Shakespeare die Gesamtheit seines Werkes, seine barbarische Form um gewisser fortgeschrittener psychologischer Einzelinhalte willen zu verzeihen.

Während so Großvater Nicolai und Urgroßvater Gottsched mutig ihr Haupt erheben und Shakespeare, wie alle Kunst und alles, lediglich nach vernünftigen, interessanten, förderlichen Inhalten absuchen und abschätzen, wächst ihnen entgegen eine Generation heran, die, von ein paar bedeutenden Geistern und Künstlern inspiriert, wieder das ganz außerpraktische Wesen der Kunst fühlt und begreift, die sich am Rhythmus eines dichterischen Gefüges, nicht an den zufällig verarbeiteten Realien orientiert; die das Leben wieder mit Leidenschaft, Glauben, Willen, nicht bloß mit Nervenimpression und kalkulierender Vernunft anfassen will. Und siehe da: Auf dem Banner, das diese Generation erhebt, ist wiederum der Name Shakespeare zu lesen. Nicht nur die Theater kehren mit werbender Leidenschaft neu zu ihm zurück, die dramaturgische Diskussion und das dramatische Schaffen orientiert sich wieder an ihm; nicht nur die wissenschaftliche und philologische Bemühung ist reger als je, eine große, neue deutsche Übersetzung erscheint auf dem Plan. Im Verlag von Georg Bondi in Berlin sind bereits 7 wuchtige, von Melchior Lechter ausgestattete Bände erschienen. Friedrich Gundolf, der als Dichter aus dem Kreis um Stefan George hervorgegangen ist und die Anschauungen dieses Kreises in seinem *Jahrbuch für die geistige Bewegung* theoretisch vertritt, ist der Übersetzer. Und eben dieser Gundolf hat unlängst, auch bei Bondi, ein gar viel beachtetes und auch beachtenswertes Buch veröffentlicht, das den Titel *Shakespeare und der deutsche Geist* führt.

**G**UNDOLFS Buch ist fast eine Geschichte des deutschen Geistes im 17. und 18. Jahrhundert geworden. Eine Kulturgeschichte im engern und höhern Sinn des Wortes. Von dem materiellen, dem wirtschaftlichen sozialen und politischen Unterbau der deutschen Kultur und von ihrer Spiegelung im Breiten und Weiten der Sitte und der Lebensform ist freilich wenig oder gar nicht die Rede, aber die Geschichte des Weltgefühls und des Weltbegreifens bei den führenden, repräsentativen Geistern der Nation, die Geschichte der großen Geisteskräfte, die man nun als

letztes Produkt oder als erste Ursache nehmen mag, die aber in jedem Fall der klarste Ausdruck eines Zeitalters sind, diese Geschichte gibt Gundolf fast vollkommen. Denn jede geistige Bewegung in Deutschland hat sich seit 200 Jahren in ein ausgesprochenes freundliches oder feindliches Verhältnis zu Shakespeare gesetzt. Jede neue Generation hat in diesem Gebirge Steine für ihr Haus gebrochen; grimmigste Gegner haben sich gleich lebhaft auf ihn berufen, entgegengesetzteste Meinungen haben sich an seinem Werk gekräftigt. Und vielleicht gibt es keinen vollkommenern Beweis für die Größe Shakespeares. Er ist in der Tat der einzige Dichter der Weltliteratur, den man durch bloße Negationen charakterisieren kann: Er ist der, dem nichts fehlt, und er fängt da an, wo die anderen aufhören. Ist es der anderen Lob, daß sie Persönlichkeiten waren, daß sie eine charaktervolle Auswahl aus dem Weltganzen getroffen haben, so ist es sein Ruhm ohne Auswahl, ohne individuelle Begrenzung die ganze Breite des Daseins erfaßt zu haben. Dem gespenstischen Schauern schottischer Nebel und der berausenden Glut ägyptischer Sonne, dem politischen Ernst römischer Männer und dem mondlichten Spiel der Sommernachtselfen, der tiefen Zerrissenheit des allzu königlichen Denkers und der unerschütterlichen Vergnüglichkeit des massigsten aller Lumpen gleich nah, steht Shakespeare im Mittelpunkt der Welt und lauscht allem Lebendigen den Rhythmus ab, um im Wort sein unzerstörbares Bild festzuhalten. Und deshalb kann jeder, der nur ohne rationale Voreingenommenheit, ohne ein rein praktisch begrenztes Interesse an Shakespeare herantritt, jeder, der nur überhaupt Frömmigkeit zur Natur, hingebenden Willen zum Erfassen des Wirklichen mitbringt, jeder aus Shakespeare sich das entnehmen, was er eben braucht. In Shakespeares Haus sind beinahe so viel Wohnungen wie im Haus Gottes. Nur dem vernünftelnden Dünkel ist es verschlossen, jeder fühlenden Leidenschaft offen. Und jede, wie verschieden sie gerichtet sein mag, wird dort ihre Kammer finden und wohnen, das ganze Haus sei ihretwillen gebaut. So ist die Geschichte vom Verhältnis Shakespeares zum deutschen Geist eine lückenlose deutsche Geistesgeschichte. Und mit großem Schwung zieht Gundolf die Linien dieser Entwicklung nach.

Gundolf hat das Tempo, das eine Leidenschaft allein gibt. Shakespeare ist ihm die Sache seines tiefsten und, wie er wähnt, völlig unbeschränkten Lebensgefühls; so mißt er an ihm das Werden und Wachsen des deutschen Geistes in all seinen Repräsentanten mit einer Energie, einer Klarheit, einer Konzentration, die noch da, wo ein anderes nuanciertes Gefühl Übertreibungen oder Ungerechtigkeiten findet, der leblos gleichgültigen Objektivität, der ungestalteten Stoffansammlung, die akademische Kärrner sonst in solchen Büchern zusammenfahren, viel hundertmal vorzuziehen ist. Zu dieser entscheidenden Qualität des Blutes gesellt sich in nicht eben häufiger Harmonie ein durchaus wacher und regsamer Verstand, der, allem Phrasenschwulst abhold, das Gefühlte wirklich in Begriffe hineinhämmert. So fern wie von philologischer Pedanterie ist Gundolf von der lyrischen Verschwommenheit, der talmikünstlerischen Erregtheit verzückter Heilsbringer. Er schreibt sein wissenschaftliches Buch mit den reinlichen, unvermischten Mitteln der Wissenschaft, mit einer scharfen Disposition, mit hartkantig festen Definitionen, mit klaren, sogar ziffermäßigen Auseinanderlegungen, mit nachdrücklichen, vielleicht sogar zu häufigen Wiederholungen, die die Klarheit, Sicherheit und Sauberkeit des Weges verbürgen. Er ist zudem Künstler genug, um seine Mei-

nung nicht nur mit scharfen, an Nietzsche geschulten Antithesen einzuprägen, er entfaltet wahrhaft dichterische Gaben, wenn er das deckende Bild sucht, um seinem Gefühl von einer großen Individualität Ausdruck zu geben. Und wie er als Kulturkritiker durch das Mißtrauen gegen das begriffliche Wort gerade stark ist, wie er meisterhaft aufdeckt, daß von Generation zu Generation *Natur, Wahrheit, Gesets, Phantasie* usw. völlig Verschiedenes bedeuten, daß diese Worte nichts sind als farblose Banner, die ihren Sinn erst von dem Zug empfangen, dem sie vorangetragen werden: wie ihn so das Mißtrauen in das Begriffswort frei macht, so macht ihn das Zutrauen zum dichterischen Wort mächtig. Er hat den Mut sich vom Gefühl die sinnliche Gestalt, das Gleichnis zutreiben zu lassen, das dem augenblicklichen Bedürfnis mit überbegrifflicher Vollkommenheit gerecht wird. So ist Gundolfs Stil ebenso lebendig wie klar, wie suggestiv; er hat Rhythmus, Schärfe und Sinnlichkeit zugleich. Diesen Qualitäten gegenüber erscheint hier die einzige andere Tugend so vieler Geschichtsbücher, die höchst vollständige Beherrschung des Materials, nur als eine selbstverständliche Voraussetzung. Und es entsteht ein wahrhaft wirksames, ein bedeutendes Buch, das uns das Ringen des deutschen Geistes um Shakespeares Werk mit wahrhaft dramatischer Spannung mitleben läßt.



**S**HAKESPEARE als Stoff heißt das 1. Buch dieses Gundolfschen Werkes. Zur selben Zeit, da die Renaissance sich durch die aufblühende Kraft des englischen Volkes im Werk Shakespeares die lebendigste Form erringt, bricht in Deutschland die mittelalterliche Kultur in den Kämpfen der Reformation auseinander, und es tritt einstweilen nichts Neues an ihre Stelle. Ein Zeitalter roher Sinnlichkeit und vereinzelter unorientierter geistiger Strebungen folgt, und in den Greueln des 30jährigen Krieges wird auch der materielle Wohlstand des Landes bis auf die Wurzel getilgt. In dieser Epoche kommt Shakespeare zuerst nach Deutschland. Das heißt, die englischen *Wanderkomödianten* bringen einzelne seiner Dramen als Textvorlagen ihrer Spiele mit herüber, bringen sie so wie Deutschland sie damals gebrauchen konnte, als Rohstoff in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, als eine sinnlose Anhäufung sehr schauerlicher oder sehr grotesker Vorgänge. Gundolf zeigt an der Hand der erhaltenen Texte ganz vortrefflich, wie die Form zerstört, der Gehalt herausgetrieben ist aus diesen Werken, wie nur übrigbleibt, was dem durchaus Selbstzweck gewordenen Theater als Material für erschreckende oder erheiternde mimische Exekutionen dienen kann. Er zeigt auch, wie das Übel nur noch wachsen mußte, als die Komödianten begannen ihre Texte in die zu solchem Werk ganz unbereite deutsche Sprache zu übertragen, wie hierbei alles noch mehr vergrößert, entstellt, entgeistigt werden mußte.

Der Wiederaufbau deutscher Kultur begann vom Verstand her. Der weltmännische Geschnack, der ordnungsliebende Geist des Martin Opitz war es, der zunächst auf literarischem und geistigem Gebiet wieder den Sinn für Formen erweckte, für Formen freilich, die nicht organischer Leib eines leidenschaftlich bewegten Geistes sondern Produkte allgemeingültiger, logisch gefundener Regeln sein sollten. In dem so eingeleiteten Zeitalter des *Rationalismus*, das Gundolfs nächstes Kapitel behandelt, kann der deutsche Geist von Shakespeare wiederum höchstens stoffliche Anregung verwerten. Andreas Gryphius etwa setzte in seinem *Peter Squents* das tolllebendige Rüpelspiel, das,

einen notwendigen Teil in der köstlichen Symphonie des *Sommernachtstraums* bildet, in eine grobschlächtig isolierte Typenkomödie von satirisch-pädagogischer Absicht um; er nutzt einen Fetzen Shakespeareschen Stoffs, der ihm zufällig unter die Hände geriet, wahrscheinlich ohne Kenntnis, sicherlich ohne Würdigung des Originals. Als dann in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Name Shakespeares dem deutschen Bewußtsein hie und da aufzutauhen beginnt, empfindet der tyrannische Verwalter des vernünftigen Denkens in der deutschen Literatur das lediglich als ein Ärgernis. Gottsched, der in gewiß verdienstlicher Reaktion gegen den wüst bombastischen Schwulst der Schlesier eben die Herrschaft der strengsten Regel, der unumstößlichen Verständigkeit nach französisch klassizistischem Vorbild etabliert hatte, sah in jeder Erwähnung Shakespeares geradezu ein Attentat gegen den literarischen Anstand und seine persönliche Autorität. Die Leute aber, die dem Gottsched so viel Ärger bereiteten, die braven Schweizer Poeten und Ästhetiker Bodmer und Breitinger, waren selbst noch ganz rechte Rationalisten, die in der Dichtkunst vor allen Dingen ein Mittel zu verständiger Belehrung und moralischer Erhebung suchten. Nur durch etwas größere gemüthliche und religiöse Bedürfnisse unterschieden sie sich von dem nüchtern aufgeklärten Gottsched; und als sie daher bei der Beschäftigung mit ihrem geliebten Vorbild, dem frommen englischen Sänger Milton, etwas (nicht sehr viel) von einem gewissen *Sasspar* hörten, der im Dramenschreiben exzelliert habe und durch sein reiches Gefühl für Natur und Menschen ein Vorgänger des würdigen Milton geworden sei, da lobten und priesen sie diesen kaum gekannten Shakespeare. Um solcher stofflichen Reize willen entschuldigten die Schweizer sogar seine mangelhafte Regelmäßigkeit, die ihn dem rigorosen Gottsched so ganz verwerflich machte. Aber man sieht: Auch die Schweizer stehen noch ganz auf dem Boden einer Ästhetik, die Poesie an vernünftigen Zwecken mißt, und der auftauchende Shakespeare kommt für sie nur als ein reizvoller Stoff in Betracht.

Dann aber trat der Mann in die Geschichte des deutschen Geistes ein, der das Werk des Briten nicht mehr als einen Haufen brutaler oder sentimentaler Motive sondern als eine einheitliche Gestalt aufnahm, genoß und pries. *Shakespeare als Form* heißt Gundolfs 2. Buch, und sein 1. Kapitel handelt von Lessing. In Lessing ist der deutsche Rationalismus recht im Doppelsinn Hegels *aufgehoben*: vollendet und überwunden. Lessing faßt noch die ganze Welt mit dem Denken an, aber ihm ist Denken kein kühl reguliertes Verfahren mehr sondern eine Leidenschaft. Denken ist seine Lebensfunktion. »War ihm doch auch die Wahrheit nur ein Anlaß des Denkens, das Denken aber war sein Leben. Nicht Gedanken haben wollte er, um darauf zu ruhen: denken wollte er.« So die alten Waffen des Rationalismus in einem ganz neuen Geist führend war er der Mann des Übergangs. Seine leidenschaftliche Wahrheitsliebe entflamte sich an Shakespeares Wirklichkeitsfülle. Er, der Gottsched, dem Herold der Franzosen in Deutschland, höhnisch entgegenrief »Ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden«, fühlte seinen leidenschaftlichen Geist schon einfach von der Masse der Shakespeareschen Leidenschaft angezogen. Freilich glaubte er ihm noch nach den Regeln der unantastbaren Griechen rechtfertigen zu müssen und zu können; freilich schob er dem Verehrten noch glänzend erreichte moralische Zwecke unter. Aber über das Mißverständliche der Mittel und Wege hinaus macht auch hier, wie überall bei Lessing, die große, lautere Leidenschaft, aus der er handelt, seine Tat groß



und bedeutsam. Lessing hat dem Rationalismus alle Einwände gegen Shakespeare aus der Hand geschlagen; seit Lessing ist der Brite neben dem Griechen eine unantastbare dramatische Größe im deutschen Bewußtsein.

Begriff Lessing die Größe der Shakespeareschen Form in ihrer Totalität, suchte er sie mit den ihm zugänglichen Begriffen zu demonstrieren, so kam auf ganz anderm Weg ein ganz anders gearteter Überwinder des Rationalismus in die Shakespearesche Formenwelt hinein. Wieland, von dem Gundolf im 2. Teil seines 2. Buches spricht, entwuchs nicht durch die Leidenschaft seines Geistes sondern durch die größere Ausdehnung und Verfeinerung seiner Sinnlichkeit der bloß vernünftigen, regelgebundenen Auffassung des Poetischen. *Geschmack* und *Laune* heißen die Stichworte dieses ganz unsystematischen Kopfes. Er stocherte im Shakespeare herum, fand eine Fülle köstlicher und amüsanter, reizvoller und aufregender Einzelheiten, besonders in den Komödien und Romanzen. Und er beschloß keineswegs dieses Phänomen geistig zu ergründen sondern die selben Genüsse auch den Landsleuten zu vermitteln. Und so entstand Wielands Shakespeareübersetzung, die erste in deutscher Sprache. Ein recht charakteristisches Kind von Laune und Geschmack; Vortreffliches wechselt mit gewissenlos Hingeschleudertem, begeisterte Hingabe an das große Original wechselt mit jenen Lücken, die uns heute so lustig scheinen, und von denen Anmerkungen uns bekunden, der Übersetzer habe sie absichtlich gelassen, weil ihm die brutalen Lebendigkeiten des Originals gegen seinen zartkultivierten Rokokogeschmack gingen. Shakespeares Form ist eben von Wieland nicht in ihrer innerlichen Verbundenheit als Ganzes begriffen worden sondern wie ein Mosaik, aus dem man die köstlichen Steine herausbrechen kann, um sie in der Sonne glitzern zu lassen. Lessing hatte mit genialer Gewalt die Regel im Sinn Shakespeares umgedeutet, Wieland hatte sich in seiner heitern Genußsucht einfach um die Regel nicht gekümmert. Auf dem Grund ihres Geistes hegten freilich diese beiden Überwinder des Vernunftzeitalters noch den Glauben an die Regel, den Glauben, daß der Künstler bestimmten Zwecken nachstreben, und daß der rechte Weg für sein Streben deshalb durch vernünftige Überlegung allgemein gültig vorgezeichnet werden könne. In den Kern Shakespeares, der die ganz absichtslose Auswirkung einer großen Natur, Formwerdung eines individuellen Weltgefühls nach seinen einmal einzigen Gesetzen ist, zum innersten Gehalt konnte erst ein völlig vom Zweck befreites Weltgefühl vordringen.

Der erste nun, der *Shakespeare als Gehalt* (so heißt Gundolfs 3. Buch) ergriff und darstellte, war Herder. Er ist ja der Prophet für das große Zeitalter des Gefühls in Deutschland, der letzte Wegbereiter unserer klassischen Dichtung, der Erzieher Goethes und damit unserer heutigen deutschen Kultur. Freilich, auch Herder hatte einen geistigen Nährvater, und das war Hamann, der Magus des Nordens. Der war es eigentlich, der die Herrschaft der Aufklärung in Deutschland brach, der statt der vernünftigen Gedanken, mit denen man zu vorgesetzten Zwecken strebte, das leidenschaftliche Gefühl, aus dem notwendige Handlungen folgen, in den Mittelpunkt der Welt stellte. Damit war aber für den Genius jede äußere Regel sinnlos, er konnte keine andere Aufgabe mehr haben als sein innerstes Gefühl wie immer zum Ausdruck zu bringen. Dichten erscheint nicht mehr als eine planvoll geübte Fertigkeit, nicht als ein leidenschaftlich erstrebter Zweck wie bei Lessing, nicht als ein ergötzlich gewähltes Spiel wie bei Wieland, sondern als das notwendige

Atemholen einer Seele, der Durchbruch göttlicher Schöpferkraft aus einem Menschengeist zu neuer Gestalt. In diesem Sinn seines Meisters Hamann verstand und verkündete Herder Shakespeare: als eine große Naturerscheinung, als Offenbarung eines ganzen Volkes, einer ganzen Zeit, als vollkommener Niederschlag eines Stückes Menschheitsgeschichte. »Seit Herder Shakespeare als den Dichter der nordischen Menschheit, als den modernen Welterschöpfer entdeckt hat, ist er keine dichterische Einzelercheinung mehr sondern, wie die ganze Antike, eine Zeit, eine Forderung, eine Kultur, eine Atmosphäre, kurz eines der großen Grundelemente der modernen Welt, womit sich jeder Geistige auseinanderzusetzen hat.« Was aber bei Herder noch Lehre geblieben war, das wurde Tat durch Goethe. Es gehört zu den feinsten Particen des Gundolfschen Buches, wie er den tiefen Kontrast von Shakespeare und Goethe darstellt: den ganz unbedingten, naiven Schöpfer, der seine Welt aus sich herausstellt, und den ganz vom Verantwortungsgefühl durchglühten Bildner des eigenen Ichs und der mitlebenden Zeit, der sich mit seinen Gestalten Distanz, Klarheit, Beruhigung, Fortschritt auf der Bahn seiner Entwicklung, seiner Ausbildung erringt; und wie er doch den tiefen Zusammenhang beider fühlbar macht, die große Befreiung und Lösung alles Gefühls, durch die Shakespeare ein Schicksal für Goethe wurde, durch die er zum Paten wird bei *Göts* und *Faust*, bei *Werther* und *Wilhelm Meister*: jenen Werken, durch die Shakespeare völlig eindringt in das Lebensblut der deutschen Nation.

Und nun, da jeder Damm gebrochen ist, ergießt sich die Flut des Shakespeareschen Werkes über das ganze Ackerland deutschen Geistes, und überall treibt diese Befruchtung andere Gewächse hervor, und jeder Boden rühmt sich allein den rechten Segen dieses heiligen Wassers empfangen zu haben. Im Namen Shakespeares finden Leopold Wagner und Reinhold Lenz den Mut zu brutalster Nachahmung der alltäglichen Wirklichkeit und ein Tieck zur Verflüchtigung jeder Realität in Traum und ironisches Spiel; im Zeichen Shakespeares erwächst für einen Heinse das Recht zu heidnisch schwelgender Sinnelust und für einen Schiller die Pflicht die Schaubühne zur moralischen Austalt zu machen, das Pathos ethischer Wertung über jeden individuellen Lebenslaut hindonnern zu lassen. Aus Shakespeare holt sich der Maler Müller das Recht zu seinen Idyllen, die zum erstenmal in deutscher Sprache das Leben der Landschaft wecken, so daß der Mensch zu einem Stück der Atmosphäre wird, und von Shakespeare geht der Dichter von *Sturm und Drang* aus, Klingler, der den Menschen als ein Bündel zuckender Leidenschaften in den leeren Raum schleudert. Sein Shakespeare war für Bürger die Rechtfertigung aller grob volkstümlichen, derben Instinkte und für Novalis ein Geweihter, dem die Alltäglichen nie nahekommen dürfen. Alle hatten recht, und alle hatten unrecht, denn in Shakespeare waren alle diese Teile als Stücke einer Welt, die in solcher Vollkommenheit kein einziger seiner deutschen Jünger umfassen konnte. Aber jeder, der überhaupt eine echte, am Leben entzündete Leidenschaft zu verfechten hatte, fand in diesem Arsenal seine Waffe. Shakespeare wurde die Bibel jeder dogmenlos freien, gefühlsmäßig orientierten Weltanschauung; alle Sekten der großen Konfession schworen auf dies Buch und weissagten aus ihm.

Als dann mit der Romantik jene Generation im deutschen Geistesleben erschien, die das neue Weltgefühl ins Extrem trieb, die das Leben nur als eine

schrankenlos strömende Bewegung ewig gewandelter Kräfte fühlte, und die in Shakespeare das bunteste, reichste Abbild der Welt verehrte, da wurde der deutsche Shakespeare geschaffen. August Wilhelm Schlegel, der in schrankenloser Nachempfingung alles bis dahin befreite Leben des deutschen Geistes in seiner Sprache auffangen konnte, und der doch nicht die elementaren, persönlichen Erlebnisse hatte, die ihm eine eigene Produktion nötig gemacht hätten, er war es, der nun den deutschen Shakespeare schuf, wie er durch ein Jahrhundert wirksam gewesen ist.



IER bricht Gundolfs Buch ab. Nach der Leistung der Romantiker scheint ihm nichts Wesentliches mehr in den Beziehungen Shakespeares zum deutschen Geist gespielt zu haben. Ja, es entsteht der Anschein, als habe nach Gundolfs Meinung der deutsche Geist zwischen Goethe und Stefan George überhaupt kaum eine Geschichte gehabt. Daß aber die Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit der Romantik, die das unterirdische Drama des ganzen 19. Jahrhunderts bildet, zugleich eine immer erneute Verarbeitung, eine immer andere Neubelebung Shakespeares ist; daß Kleist und Immermann, Hebbel und Otto Ludwig kaum weniger wichtige Stationen Shakespeares in Deutschland sind als Lessing und Herder, das kann oder will Gundolf nicht sehen. Und damit komme ich zu den negativen Qualitäten dieses außerordentlich starken Buches, zu Qualitäten, die beweisen, daß auch Gundolf selbst nur eine wohlumgrenzte Aufnahme von Shakespeares Welt, eine Flächenprojektion von dieser ganz runden Kugel gemacht hat, daß er an dies objektivste aller Kunstwerke doch auch mit einer auswählenden und leise verfälschenden Subjektivität herangetreten ist.

Drei scheinbar ganz verschiedene Symptome will ich anführen und hernach ihre gemeinschaftliche Wurzel in einer Beschränktheit der Gundolfschen Auffassung (die gerade in den Schwächen nur die Auffassung seines ganzen Kreises ist) dartun. Das erste ist Gundolfs seltsames Verhältnis zum Theater. Ein Verehrer Shakespeares spricht hier dem Theater jede kulturelle Bedeutung, ja jeden notwendigen Zusammenhang mit der dramatischen Dichtkunst ab; das Theater ist ihm ein schwerfälliger Apparat, der zu überflüssiger Popularisierung sich unbehilflich und geistlos hinter den großen dramatischen Dichtwerken herschleppt. Gundolf bekommt sogar die Behauptung fertig, das Theater habe auf Shakespeare als ein »Fluch« gelastet, als die böse, rein materielle Notwendigkeit, gegen die sich sein Genius zu wehren hatte. Das ist ein Satz, gegen den die gleichfalls überspannte Behauptung Wagners, Shakespeares Stücke seien nur theatralische Improvisationen von zufällig großem poetischem Wert, noch Anspruch hätte fast als historische Objektivität zu gelten. Ganz zweifellos steht das Textbedürfnis eines leidenschaftlich hingebenen Theatermenschen an der historischen Wurzel der ganzen Shakespeare-schen Produktion, und Otto Ludwig, dessen epochales Shakespearebuch Gundolf instinktiv und nicht ohne Grund verschweigt, hat dargelegt, wie der lebendigste Sinn für Schauspielkunst und Schauspielerbedürfnis an jeder Szene und an jedem Satz des Shakespeareschen Dialogs mitarbeitet. Zu jenem historischen Sinn, jener willigen Hingabe an die Offenbarung der Natur und der Geschichte, wie sie Gundolf als ein Schüler Herders doch sonst fordert und pflegt, kontrastiert der ebenso dogmatische wie sentimentale Einfall seltsam aus

dem unbegreiflich genialen, elisabethanischen Schauspieler ein aristokratisch leidendes Poetengemüt zu machen, das unter der Fron einer Brotarbeit seufzt. Wir werden den Grund dieser merkwürdigen Verirrung noch später erkennen. Hier gilt es noch auf das Prinzip hinzuweisen, darzutun, daß nicht aus Zufall ein geborener, leidenschaftlicher Theatermensch, einer, dessen natürliche Atmosphäre Schauspielkunst war, zum Begründer des modernen Dramas erwuchs. Das Drama ist weder für die historische noch für die systematische Erkenntnis eine reine Form der Dichtung wie Epos und Lyrik. Es ist charakteristisch genug, daß Gundolf zwar Vieles und Vortreffliches über den Dichter Shakespeare zu sagen weiß, aber beinahe nichts über die spezifischen Qualitäten, durch die dieser Dichter eben zum Dramatiker wird. Wenn die Beschränkung des dichterischen Ausdrucks auf die Reden mit einander handelnder Personen nicht eine Spielerei, ein Kunststück sein soll, so muß der organische, der künstlerische Sinn dieser ungeheuerlichen Beschränkung außerhalb der reinen Poesie gesucht werden: im theatralischen Gesamtkunstwerk, dort, wo die geistige Direktive des Dramatikers im Verein mit der sinnlichen Zeichensetzung des Körperkünstlers, des Schauspielers, allerdings ein Werk von einziger Gefühlsstärke produzieren kann. Der große Dramatiker schreibt nur »Text für den Schauspieler«: Dieser Satz Otto Ludwigs ist vollkommen wahr. Allerdings können wir heute Dramenbücher lesen. Aber gemeinhin nur, weil wir nach einer vielhundertjährigen Theaterkultur uns mit unserer Phantasie jederzeit das Theater innerlich ergänzen können. Ein Mensch, der aus ganz anderer Kultur, ohne Kenntnis unserer Theaterinstitution zu uns käme, würde wahrscheinlich einen übersetzten Roman, schwerlich jemals ein Drama verstehen können. Dem primitiven Menschen macht noch heute die Lektüre eines Dramas ganz spezifische Schwierigkeiten. Sollte Gundolf auf seinem Lebensweg noch keinem der überaus zahlreichen Menschen begegnet sein, denen gerade Shakespeare im Buch unzugänglich, auf dem Theater plötzlich zu blühendem Leben erweckt wurde? Gerade das ist der vollkommene Dramatiker, der mit jedem Satz, Gebärde und Bewegung, Körperentfaltung und Tonmodulation herausfordert. Aus der ekstatischen Verwandlung religiöser Feste, aus der vollständigen Umsetzung eines Individuums in ein anderes, gewöhntes, erwächst die Doppelkraft des Dramatikers und des Schauspielers. Das Drama blüht überall, wo es in höchster Theaternähe ist (Aischylos, Shakespeare, Molière) und siecht, dem Theater entfremdet, dahin, verkalkt zu einer komplizierten uneigentlichen Lyrik, verliert seinen Formsinn. Ebenso ist allerdings ein entartetes, *verselbständigt*es Theater (Ausstattungs- und Virtuosenkunst) Desorganisation: eine Gefahr für sich selbst und das Drama und die Kultur. Es ist ein merkwürdiger Dualismus sich Leib und Seele so aus einander zu denken, den Körper zum Fluch des Geistes zu machen, der uns doch nur als Körperfunktion gegeben ist: ein Dualismus, der Gundolfs Grundanschauung, seiner Religion des Leibes, der sinnlich-seelischen Einheit, arg widerspricht. Denn das Theater ist für historische Betrachtung wie für aktuelles Denken und Fühlen nichts anderes als der Leib des Dramas, wahrhaft das Haus, in dem es lebt; durch seine materielle Schwere gewiß sein Hemmschuh und Hindernis, aber auch Vorbedingung seines Daseins: wie man nur durch den Widerstand der Luft fliegen kann. Gundolf durchschneidet den organischen Zusammenhang zwischen Theater und Drama, dessen größtes und sichtbarstes Dokument gerade Shakespeare ist, aber auch viel weniger um eigener Erfahrungen willen als im Bann eines zentralen Vorurteils, das wir noch erkennen wollen.

Zum selben Grund hinab führt ein anderer, ganz außer Zusammenhang mit dieser Theaterfrage stehender Einwand, der gegen Gundolf erhoben werden muß. Hier handelt es sich um keine so durchgehende, befremdliche Stellungnahme zu einem wichtigen Problem sondern um einen einzigen schwarzen Punkt, der aber Gundolfs schönes Buch als ein wahrhaft häßlicher Flecken entstellt. Auf Seite 254 seines Werkes spricht Gundolf über den Naturalismus gewisser Stürmer und Dränger, über ihre Verwechslung innerer, wahrhafter Naturanschauung mit äußerer Wirklichkeitsnachahmung. Und dabei schreibt er folgenden Satz: »Die Verwechslung von Natur und Natürlichkeit ist eine der Wurzeln dieser Dichterei. Von Lillo und Diderot über Leuz und Wagner zu Schröder, Iffland, Kotzebue bis Sudermann und Hauptmann: immer hielt man das für Natur und Wirklichkeit, was gerade die Zeitgenossen am meisten beschäftigte: soziale, sexuelle und politische Probleme.« Diese Zusammenstellung des stärksten heute lebenden Dichters deutscher Sprache mit skrupellosen Theaterarbeitern wie Sudermann und biedereren Philistern wie Schröder scheint eine so banausische Ungeheuerlichkeit, stürzt so völlig unter das ästhetische Niveau, auf dem Gundolfs Buch sonst dem Gehalt und der Form nach steht, herab, daß man seinen eigenen Augen kaum traut. Hier ist ja nicht einmal den einfachsten Tatsachen Rechnung getragen: der Tatsache nämlich, daß weder *Hanncles Himmelfahrt*, noch *Florian Geyer*, weder *Schluck und Jau* noch *Der arme Heinrich*, weder *Kaiser Karls Geisel* noch *Griselda* als Nachahmung äußerer Wirklichkeiten bezeichnet werden können. Aber selbst wenn Gundolf ganz unstatthafterweise nur an den Dichter der *Weber*, des *Fuhrmann Henschel* und des *Michael Kramer* denken will: welche höchst unglaubliche ästhetische Fühllosigkeit gehört dazu hier nichts zu sehen als krasse Nachbildungen einer Wirklichkeit. Es bedarf nicht einmal des Gefühls, es ist ganz schlicht nachweisbar, daß diese Stücke seelische, künstlerische und nicht mechanisch naturalistische Wirklichkeiten enthalten. Im Gegensatz nämlich zu Diderot, Kotzebue und Sudermann, die, ob sie nun ihre Zeilen umbrechen oder nicht, stets wirklich nackte Prosa, begrifflich berichtende Sätze schreiben, schreibt Hauptmann noch im scheinbar ungebundensten Dialekt seinen Vers; das heißt seine Sprache ist (meist bis zur Möglichkeit metrischer Aufzeichnung) von jenem Rhythmus durchpulst, der die gesehene Welt zur Eigenwelt umgestaltet, der die eigentliche Formwerdung dichterischer Leidenschaft ist. Ein echter Dichter hat niemals eigentliche Prosa geschrieben, und kein lebender Dichter hat heute einen so ganz persönlichen, so ausdehnungsfähigen und so sichern Rhythmus wie Gerhart Hauptmann. Was dieser Dichter gestaltet, ist denn auch niemals das äußere Wesen von Wirklichkeiten, nicht der Leib, sondern die Seele. Als ein Aufspürer, Gestalter von Seelenkräften ist er gerade dem Shakespeare am meisten ebenbürtig, mehr als vielleicht irgendein anderer neuerer Dramatiker. Der große Unterschied freilich ist, daß ihm die seelische Kraft sich nicht in Tat und Kampf sondern in Leiden und Erliegen aus der Materie herausklärt. Daß er nicht durch Mitfreude wie Shakespeare sondern durch Mitleiden wissend um das Wesen der Welt geworden ist. Shakespeare ist wohl so groß wie die Welt; aber nicht so alt wie die Welt. Die gleiche Breite zu durchmessen haben andere Zeitalter sich andere Flügel geschmiedet. Und so ist für Hauptmanns Weltergründung jenes Alltagsmilieu, das kleinen Geistern und flachen Temperamenten Selbstzweck sein mag, nichts als der dunkle Grund, auf den das Licht, das er malen will, sich leuchtend abhebt. Was Gundolf in seinem ganzen Werk als die tiefste

ästhetische Barbarei an den Pranger stellt, die Verwechslung von Stoff und Gehalt, das begeht er durch diese Einreihung Gerhart Hauptmanns selber. Während sich hier am Stoff lebendiger Wirklichkeiten die größte, aber auch weitaus größte Kraft zur Weltgestaltung, zu künstlerischer Durchgeistigung aller Erfahrung, sinnlicher Verdichtung aller Empfindung entfaltet, die wir im heutigen Deutschland überhaupt besitzen, will Gundolf hier nichts als eine Nachahmung von Wirklichkeiten sehen. Wiederum ein tiefer Verstoß gegen das eigene Prinzip. Kein Enthusiasmus für Shakespeare durfte dazu führen die Darstellung einer freilich ganz andern, aber in sich reinen und großen Welt als das Machwerk eines zu innerst Kraftlosen zu schmähen.

Wie Gundolf aber dazu kommt, das wird an dem dritten Mangel seines Buches deutlich. Damit meine ich nichts anderes als jenes schon erwähnte Abbrechen seiner ganzen Darstellung an der Schwelle des 19. Jahrhunderts. Dieses Jahrhundert nämlich belegen Gundolf und der ganze Kreis, dessen Sprecher er ist, mit tiefster Verachtung. In den *Jahrbüchern für die geistige Bewegung*, die diese Jünger Georges herausgeben, kann man immer wieder lesen, daß dieses ganze Jahrhundert eigentlich ein durchaus verfehelter, fruchtloser, sinnloser und überflüssiger Abschnitt der Zeit gewesen sei. Ganz abgesehen nun von dem fast grotesken Mangel an Geschichtsgefühl und Naturrespekt, der in solchen Doktrinen steckt, die auch nur relative Geringschätzung dieser Periode ist weder allgemein noch für die Entwicklung jener besondern Lebenskraft, die um das Werk Shakespeares gesammelt ist, zu rechtfertigen. Was Shakespeare im 19. Jahrhundert in Deutschland erlebte und wirkte, das habe ich schon vorhin angedeutet. Er war nicht nur Trost und Kräftigung jedes tiefen Geistes, der unter der materiellen Oberströmung des Lebens litt, er war zugleich wieder Waffe und Wehr in jenem Kampf, der die tiefere Strömung des 19. Jahrhunderts ausmacht, dem Kampf um die Überwindung der Romantik: die Rückeroberung von Gefühl, Phantasie, Schöpferlust aus dem Bereich von Traum, Spiel und Laune für Gegenwart, Wachsamkeit und Leben. Hier aber beginnt nun für Gundolf und seine Freunde eine Erscheinung, die ihnen so verhaßt ist, daß sie selbst von Shakespeare und seiner Wirkung nicht sprechen wollen, wo er mit diesen Vorgängen in irgend einer Beziehung steht. Keineswegs identisch mit jener antiromantischen Aussöhnung von Realität und gestaltender Leidenschaft, wohl aber Anregung und Rückhalt dieser Bewegung (und eben dadurch kulturell und geistig qualifiziert) sind die technische Entwicklung und die Demokratisierung des Lebens im 19. Jahrhundert. Dies ist nun für George und die Seinen der Teufel schlechthin, die Erdrosselung des Geistes, die Störung der Kultur, der Untergang der Kunst.

Hier sind wir beim Grunde: Um des Publikums willen, dieser Berührung der Masse mit dem Geiste, verachtet Gundolf das Theater so sehr. Um des wahrhaft demokratischen Zuges willen, der keineswegs als Tendenz, sehr wohl aber als organisierendes Gefühl in Gerhart Hauptmanns Dichtung steckt, schmäht er diesen großen Gestalter. Um seiner demokratischen und technischen Formationen willen scheint ihm das ganze 19. Jahrhundert der Ignorierung wert. Er spürt es nicht, und alle seine Freunde spüren es nicht, wie romantisch im schlimmen Sinn diese Haltung ist. Wie unkünstlerisch es ist zu glauben, das Leben sei in irgendeiner Form nicht mehr Leben, könne nicht für den Geist, der es wahrhaft bezwingt, ein neuer Stoff von ganz neuer Ergiebigkeit werden. Jenes Auseinanderreißen von Leib und Geist, das Gundolf als das

tiefe Unglück der deutschen Kultur beklagt, zeigt sich in Wahrheit wieder in jener quasiaristokratischen Geste, mit der hier die Berührung mit der Masse und der Technik abgelehnt wird. Und auch ein Stück jenes alten Rationalismus, der das Leben mit einem geistigen Dogma zu meistern denkt: statt sich ihm hinzugeben und sein innerstes Gesetz zu erlauschen und es dann als Vollstrecker, als Repräsentant, nicht als Tyrann zu beherrschen. Eine Gestalt wie George ist uns gewiß als Denkmal wieder erwachten menschlichen Selbstgefühls, als Zeugnis geistigen Stolzes und schöpferischer Macht begrüßenswert; sie schiene begrüßenswerter, wenn sie sich kein künstliches Abseits vom Weg der Entwicklung schüfe, wenn die Jünger nicht sprächen und handelten, als ob zwischen Goethe und George (den einen Nietzsche geben sie etwa als Vorläufer ihres Meisters zu) der deutsche Geist geschlafen hätte. Der deutsche Geist aber, dessen Geschichte Gundolf so brüsk mit dem Ende des 18. Jahrhunderts abbricht, hat nie aufgehört zu arbeiten, und wenn er bis heute keinen Goethe wieder gefunden hat, so hat er doch von Kleist, diesem ersten großen Opfer in der Schlacht mit der Romantik, bis zu Liliencron, dem naiven, und Dehmel, dem sieberhaft bewußten Überwinder aller Weltflucht, eine ganze Zahl von Repräsentanten gehabt, die an kultureller und künstlerischer Kraft hinter George keineswegs zurückstehen. Jene rohe Masse von Wirklichkeiten, die die moderne Technik heranzuführte, wollte verarbeitet, in geistige und seelische Werte umgesetzt werden; jenes Heraufkommen der Tausende mit ihrem Begehren nach Licht und Luft mußte als ein neues Zeugnis von der allelebendigen, tausendfältige Ehrfurcht gebietenden Macht des Geistes durchlebt werden; jene tiefere Bindung an alle Teile der Welt, in die uns Wissenschaft und Wirtschaft und Demokratie schlugen, mußte zugleich als ein mächtiger neuer Weg der göttlichen Kraft in uns hinein, als mächtige Erhöhung unseres Kraftgefühls empfunden werden, wenn wir wieder schaffende Geister haben wollten. Diese Aufgabe hat der deutsche Geist im 19. Jahrhundert gelöst, er hat an dieser Arbeit die Kraft und Disziplin gewonnen, mit der man romantischer Zerflossenheit entgeht, ohne alltäglicher Beschränktheit zu erliegen.

Wenn Nietzsche und der Georgekreis etwas anderes sind als bloße, notwendige und einseitige Reaktionen gegen die Gefahren des 19. Jahrhunderts, die geistlose Selbstgenügsamkeit, mit der die üppig entfaltete Materie allerdings stets gedroht hat, wenn diese Geister wirklich Anteil haben an der positiven Gestaltung unseres Lebens, so nur deshalb, weil sie und nur soweit sie auf der Schulter des 19. Jahrhunderts stehen: soweit sie nämlich nicht die großen Geister der Vorzeit, Dante, Shakespeare oder Goethe, empfindungs- und schwungvoll wiederholen, sich jenseits unserer Gegebenheiten in eine vergangene Welt träumend, sondern soweit sie das Material unseres Lebens erneuern, in gleicher Art wie jene Männer, die ihre Welt durchgeistigten. Wie das Vorbild Shakespeares (nicht als moralische Lehre sondern als weckende Lebensfülle) an dieser Arbeit des 19. Jahrhunderts teilgehabt hat, wie Wertung und Wirkung dieses größten Schöpfers sich in immer neuen Konstellationen umgebildet hat, das könnte wiederum Gegenstand eines höchst interessanten Buches sein, das zu schreiben Gundolf leider verschmäht hat. Wie schade, daß ein schlecht gegründetes Vorurteil seines Kreises ihn abhielt den Gang des lebendigen Shakespeare bis zu dem Punkt darzustellen, an dem Gundolfs eigene Arbeit einsetzt.



ENN die eigentliche Shakespearetat Gundolfs ist doch seine Übersetzung, zu der sein kritisches Buch nur eine Art nachträglicher Vorrede ist. Ein indirekter Kommentar, eine historische Einführung: und leider eine unvollkommene. Denn Gundolfs Shakespeareübersetzung scheint mir in der Tat ein wichtiges Ereignis unserer literarischen und geistigen Geschichte, Gundolf gibt wirklich einen neuen Shakespeare, den Shakespeare, den wir brauchen, der dem heutigen Gefühl von Sinnlichkeit, Lebenskraft, Bewegung entspricht. Aber Gundolf irrt durchaus, wenn er mit dieser Leistung, höchstens unter Vermittelung von Nietzsche und George, unmittelbar an den Shakespeare der Romantiker anzuknüpfen meint. Was dazwischen liegt, ist das ganze 19. Jahrhundert: es ist die Technik, es sind die Massen, es ist der von ihm so verkannte demokratische Geist, der uns wieder zur Erde gezwungen hat, das Gefühl für Wirklichkeiten und Rechte der Individualität geweckt hat, der es letzten Endes ermöglicht die Gestaltung des Lebens dort wieder aufzunehmen, wo die Romantiker sich zu ihrem Ikarusflug ins Unbetretene und Unbetretbare, formlos Leichte abstießen: auf der Goetheschen Erde. Ohne den wilden, preußischen Realitätssinn, mit dem Heinrich von Kleists heldischer Willen durch Wahn und Traum der Romantik hindurchrang, hätte unsere dramatische Sprache niemals jenen ganz lebendigen kämpferischen Akzent bekommen, jene Straffheit und strudelnde Schnelligkeit, über die Gundolf jetzt in seiner Shakespeareübertragung verfügt. Ohne jene Gewissenhaftigkeit, mit der Friedrich Heibel noch den Schöpferrausch der größten Individuen gegen das Recht aller anderen Individuen tragisch abgrenzte, wäre nie jenes innere, ohne Otto Ludwigs naturwissenschaftlich gebildete, leidenschaftlich exakte Kunstforschung nie jenes äußere Neubegreifen der Shakespeareschen Form möglich gewesen, an dem auch die Shakespearerenaissance Gundolfs eine zuverlässige Basis hat.

Wenn andererseits Nietzsche und George ihm als Vorbilder einer großen, in sich selbst ruhenden schöpferischen Menschlichkeit wichtige Anreger gewesen sind, so haben eben diese beiden auch die Gefahr und Schwäche des großen Gundolfschen Werkes mitverschuldet. Jener enge Aristokratismus, dessen Träger sich eben nicht als der *beste*, der Führer, der Repräsentant einer menschlichen Gesellschaft erscheint, deren Geist er ausprägt, deren Instinkt er zu Willen und Tat erhebt, jener Aristokratismus, der auf dieser Welt von Individuen wie auf einer toten Masse zu stehen wähnt, oberhalb derer die Auserwählten, die allein Guten, ein sich selbst genügendes Spiel treiben, ein solcher Aristokratismus, von dem Shakespeare schon durch die bedingungslose große Bruderliebe jedes großen Dichters zu jeder Kreatur völlig verschieden ist, er bringt (wenn man von gleichgültigen Einzelheiten absieht) den einzigen Mangel in Gundolfs Übersetzerwerk. Shakespeares rein repräsentativer Aristokratismus der Tat, der Leistung, des schöpferischen Selbstgefühls wird durch diesen Georgeschüler hin und wieder in einen exklusiven Aristokratismus der Gesinnung übertragen. Gundolf verfällt zuweilen in einen präziösen, raffiniert ungewöhnlichen Ton, sowohl was Vokabelbildung wie was Satzbau anlangt. Diese artistische Formgebung, die oft die sozialen Mutterbände der Sprache wie der Kunst durchschneidet, die ist Shakespeare ganz ungemäß. Shakespeare war, die Vollkommenheit seiner Welt auch hier erhärtend, mindestens so viel Demokrat wie Aristokrat, er haßte den Snob nicht weniger als den Pöbel und fühlte sich, wie viele Stellen beweisen, durchaus als



Sprecher seiner englischen Volksgemeinschaft. Wo Gundolfs Übersetzung also unverständlich oder exklusiv vornehm wirkt, da verfälscht sie den Shakespeare ins Georgesche. Viel stärker als an der Gundolfschen Übersetzung tritt dies Mißverhältnis, in dem der ganze Kreis zu Shakespearescher Art steht, bei jener Übersetzung hervor, die der Meister George selbst von Shakespeares Sonetten im Jahr 1909 herausgegeben hat. Hier wird der große Atem Shakespearescher Leidenschaft mit einer Kette geschliffener Worte abgeschnürt; das Pathos, mit dem Shakespeare, Mensch zu Menschen, spricht, ist in jene Grandezza verrenkt, mit der der Meister seinen Jüngern Zeichen gibt; jedes einfach nahe, starke Wort ist zugunsten einer ganz naturlosen Straffheit und überfüllteren Anschaulichkeit durch privateste Neubildungen und Neukonstruktionen ersetzt. Nichts unshakespearescher, nichts ferner dieser stürmischen Herzensberedsamkeit, die schlicht in allem Barockputz ist, als das kalte Geschmeide dieser Georgeschen Sonette. Gundolf wird durch seine lebendige Einfühlung in den kämpfenden, schnell bewegten Rhythmus der ihm obliegenden Dramen davor bewahrt jemals so weit zu gehen. Immerhin kann man sagen, daß er mit ebenso viel Schaden Shakespeare *à travers* George ansieht wie ihn etwa Schlegel noch durch Schiller sah.

Aber von diesem einen Punkt abgesehen ist die neue Shakespeareübertragung eine ganz außerordentliche Leistung. Gundolfs Prinzip ist die landläufigen Übersetzungen bei den minder wichtigen Dramen nur zu redigieren, bei den Hauptwerken aber den Schlegelschen Text zu überarbeiten und den Tieckschen durch einen vollkommen neuen zu ersetzen. *Hamlet*, *Lear* und *Macbeth* stehen noch aus. Doch was heute vorliegt: außer einem Teil der Lustspiele die Königsdramen, die venezianischen und die Römerdramen, gibt für den Wert dieser Übersetzung eine vollkommene Gewähr. Erst durch den Vergleich mit Gundolfs neuem Text empfinden wir, wie selbst A. W. Schlegel den eigentlichen Shakespeare noch viele Male durch moralisch abstrakte Wendungen in Schillers Ton, durch typenhaft glättende Worte im Griechenstil des alten Goethe, durch zu weiche Laute romantischer Empfindsamkeit gefälscht, in seiner ganz sinnlichen, individuellen, herben Natur geschwächt hat. Es ist nicht etwa unwesentlich, wenn Schlegel das englische *soldier* (nicht *warrior*) durch das edle *Krieger* ersetzt, während erst Gundolf wieder das römisch sachliche und harte *Soldat* herstellt; oder wenn bei der Todesbotschaft der Portia der Brutus Schlegels feierlich sagt *Sie ist dahin*, während Gundolf ganz wörtlich und dadurch viel schlichter und härter sagt *Sie starb*. Eine Fülle solcher Einzelheiten verändert selbst gegenüber der Schlegelschen Übersetzung den Gesamtton erheblich. Und aus welcher Entstellung heraus Gundolf den Tieckschen Shakespeare reißen muß, dafür nur ein einziges Beispiel: Eine der großartigsten Szenen in *Antonius und Kleopatra* schildert das Versöhnungsmahl der drei Weltherren auf dem Schiff des Octavian. Der Rausch, der hier, zwischen Meer und Sternenhimmel, emporschwillt, gipfelt schließlich in dem Rundgesang eines bacchantischen Liedchens. Dieses lautet nach der bisher üblichen Übertragung in schillerisch pathetischer und abstrakter Weise so:

»Komm, du König, weinbekränzt,  
Bacchus, dessen Auge glänzt:  
Du verjagst die Leidgedanken.  
In den Locken Efeuranken,  
Trinkt, bis alle Welten schwanken!«

In Gundolfs (ganz wörtlicher) Übertragung dagegen:

»Draller Bacchus, Herr vom Wein,  
Komm mit deinen Tränkäglein,  
Daß im Faß der Gram ersäuft,  
Trauben rings ums Haar gehäuft:  
Füll' uns, bis die Welt rund läuft!«

Ich denke, man wird an diesem Beispiel sehen, daß Gundolf vor Tieck nicht nur die leidige *Richtigkeit* sondern eine Fülle von Anschaulichkeit, Stimmungskraft und dramatischer Bewegtheit voraus hat.

Und nicht nur so, im Anschaulich-Geistigen der Sprache gibt Gundolfs deutscher Shakespeare erst das ganz eigentliche Leben des Originals, auch in rhythmisch-klanglicher Beziehung bedeutet er einen entscheidenden Fortschritt. Die innere Musik des Shakespeareschen Verses, die stets eine vollkommene sinnliche Begleitung, eine unwiderstehliche Betonung aller psychischen Inhalte ist, und deren großer Gang in seiner Gesamtwirkung den Ton für das heldische Weltgefühl dieses Dichters gibt, diesen Rhythmus hatte freilich schon Schlegel zum Schwingen gebracht. Bei den Tieckschen Fortsetzern hatte er gelitten, und bei den Übersetzern des 19. Jahrhunderts, den allzu bürgerlichen Bodenstedt, Delius, Gildemeister usw., war er fast ganz zur bloß metrischen Prosa herabgesunken. Gundolf stellt nicht nur die leidenschaftlich bewegte Musik der Schlegelschen Verse wieder her, er folgt seinem Original jetzt in rhythmische Verzweigungen und Feinheiten hinein, die überhaupt noch nicht in deutscher Sprache nachgebildet waren. Wenn Coriolan vor Rom in jener berühmten Szene den Bitten der Frauen weicht, so heißen seine Schlußworte bei Shakespeare:

»Ladies, you deserve  
To have a temple built you; all the swords  
In Italy, and her confederate arms  
Could not have made this peace.«

Niemand vor Gundolf hat bemerkt, von wie großem seelischen Wert in der zweiten Zeile der Zusammenstoß der beiden Vokale am Satzende und Satzanfang ist; er zwingt eine große Zäsur, eine tiefe Atempause. Keiner hat bisher die monumentale Rhythmik der Schlußzeile beachtet, die schon nach der dritten Hebung abbricht. Gundolf reproduziert dies alles zum erstenmal vollkommen:

»Frauen, ihr verdientet,  
Daß man euch Tempel baue. Alle Schwerter  
Italiens, alle Bundeswaffen hätten  
Den Frieden nicht bewirkt.«

Wenn das eigentliche Wunder jeder Kunst wie alles innerliche Geschehen von vollkommen adäquaten, sinnlichen Zeichen begleitet wird, so lernt die deutsche Sprache erst durch Gundolf den Wundertäter Shakespeare nach seinem ganzen Vermögen kennen.



ENN unsere Nation in den Kämpfen des letzten Jahrhunderts an sinnlichem Unterscheidungsvermögen, an differenzierter Genüßfähigkeit gewaltig zugenommen hat, wenn zugleich ein Trieb neu entstanden ist das Leben nicht mehr unter irgendwelchem ideologischen Zwang moralisch oder sentimental anzusehen sondern in seiner reinen Größe fromm aufzunehmen, so ist Gundolfs Shakespeare wahr-

haftig der unsere, und diese endlos reiche Welt ist durch Gundolf in jene Form umgeschaffen, die wir heute brauchen. Dieser Dichter ist wie ein unerschöpfliches Bergwerk, und wenn wir an Gundolfs Hand hinabsteigen, werden wir neue Erze heben. Erze, die wir in unser Lebenswerk hineinhämmern können. Daß Gundolfs Werk kein absolut vollendetes ist, daß er von seiner Georgeschen Abkunft her diesem Allumfasser Schranken neuer Art setzt, das ist nicht nur menschlich notwendig sondern fast erfreulich: Es zeigt, wo weiter gearbeitet werden kann, und mindert nichts an dem Verdienst, das sich Gundolf durch seine echt künstlerische Anschauungskraft, sein leidenschaftlich angeschmiegtes Sprachgefühl einstweilen um die Erneuerung Shakespeares erworben hat.

Und so soll denn Shakespeare kein Ende haben? Hoffentlich nicht. Nie war ein Sterblicher so trunken von allem Grausen und aller Heiterkeit, allen Kämpfen und Spielen, aller Glut und allem Sturm dieses Lebens. Aus keinem andern können deshalb die Menschen so viel Lebensrausch trinken. Wehe der Nachkommenschaft, die seiner nicht mehr bedürfte, die zu klug, zu schwach oder zu feige geworden wäre, um sich diesem großen Sturm aller Leiden-schaften willig auszusetzen, der die Fetzen aller Geistesmoden und Zeitkostüme vom Leibe reißt und uns nackt hinwirft an das große Herz der Natur. Alle unsere Klugheiten und Tüchtigkeiten werden ein lebloses Nichts sein, wenn wir nicht immer wieder letzte Weisheit von diesem Herzschlag erlauschen, der nirgends klarer und reiner erklingt als in Shakespeares Werk. So viel Ehrfurcht, Liebe und Leidenschaft für die große übervernünftig schaffende Kraft wir in uns haben werden, so viel Anteil werden wir immer für Shakespeare haben. Goethe, der im Alter bewundernd, staunend und beinahe fragend *Shakespeare und kein Ende* schrieb, der hatte in der Jugend verkündet: »Gefühl ist alles.« Shakespeare als der größte Fühlende besitzt das All, und er bedeutet uns das All der Gefühle.

XX

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

### Wirtschaft / Rudolf Wissell

1911 Wenn man das Ergebnis des Jahres 1911 an dem Stand der Großindustrie messen wollte, müßte man zu dem Schluß kommen, daß das Jahr die Erwartungen weit überstiegen hat. Betriebserweiterungen und Betriebsneubauten sind in ganz außerordentlich großem Umfang erfolgt. Die Jahresabschlüsse sind glänzend, und die Dividendenerträge sind durchweg höher als bisher gewesen. Aber bei dem zum Teil fast monopolartigen Charakter der ganz großen Betriebe können diese Erträge für die Beurteilung der Gesamtlage nicht ganz maßgebend sein. Denn die Großindustrie versteht es, zum Teil durch erhebliche Herabdrückung der Gesteinskosten, da noch

Gewinn zu erzielen, wo die mittleren und kleineren Betriebe schon mit Verlust arbeiten. Läßt man nun auch diese ganz großen Betriebe bei der Beurteilung der Sachlage außer Betracht, so muß man doch zu der Meinung kommen, daß das Wirtschaftsjahr 1911 im allgemeinen das gehalten hat, was es versprochen.

In der Eisenindustrie sind in den letzten Wochen die Preise fast andauernd in die Höhe gegangen. Stehen sie (zum Glück für die Fertigung) auch noch weit hinter den Höchstpreisen des Jahres 1906 zurück, so sind sie doch zum Beispiel pro Tonne Stabeisen um zirka 14 Mark, für Grobbleche um zirka 22 Mark höher als zu Mitte des Jahres. Dabei hat sich die Stabeisenkonvention infolge des Widerspruchs des Eisens- und Stahlwerks Hoersch aufgelöst; ebenso ist die Preiskonvention für Drahtwaren und

Drahtstifte der Auflösung verfallen. Andererseits aber ist es gelungen den Essener Roheisenverband unter Hinzutritt der Lothringer und Siegerländer Werke und des bis Ende 1914 verlängerten ostdeutschen Roheisensyndikus zu dem *Allgemeinen deutschen Roheisenverband* auszubauen (siehe über das Ergebnis der Roheisenproduktion weiter unten die *Kurse Chronik*). Die Verhandlungen über die Verlängerung des Stahlwerksverbands sind bisher ergebnislos geblieben. Die Bindung der ihm angeschlossenen Werke läuft nur bis zum 30. Juni dieses Jahres. Die Forderungen der Werke, namentlich der Riesenbetriebe, auf Erhöhung ihrer Beteiligung haben vorläufig das Zustandekommen verhindert. In der Maschinenfabrikation haben sich die Verhältnisse in den letzten Monaten des alten Jahres überaus günstig gestaltet. Auch die Kohlenindustrie schließt gut ab. Die Produktion ist ganz wesentlich gesteigert worden. Von dieser Steigerung haben sich namentlich die Werke, die dem Kohlensyndikat nicht angehören, einen erheblichen Teil zu sichern gewußt. Mit Ende Dezember 1911 hat das Kohlensyndikat den bisher bei Auslandsgeschäften in Fertigwaren gewährten Preisnachlaß von 1,50 Mark für die Tonne Brennstoffverbrauch in Fortfall gebracht. Wenn eine Erhöhung der Richtpreise für Kohlen und Koks in letzter Zeit nicht stattgefunden hat, so waren dafür die mit dem Fiskus und den Außenseitern schwebenden Verhandlungen zum Anschluß maßgebend. Übrigens ist Anfang dieses Monats eine Verständigung mit dem Fiskus gelungen, die aller Wahrscheinlichkeit nach für die Kohlenverbraucher eine Erhöhung der Preise mit sich bringen wird. Die Textilindustrie schließt im allgemeinen nicht günstig ab. Der bis Mitte Juni so überaus hohe Stand der Baumwollpreise hat ein nur schwaches Geschäft sich entwickeln lassen. Erst mit dem Fallen der Preise, um zirka 40 % gegenüber dem Höchststand des Jahres, sind die Spinnereien und Webereien in die Lage gekommen erhebliche Aufträge hereinnehmen zu können. In der *Deutschen Industriezeitung* spricht Kommerzienrat Semlinger sogar von „ganz riesigen Geschäften für Lieferung im 1. Semester 1912“. Wo aber die Rohstoffe noch zu teuren Preisen bezogen waren, war der Verdienst nur minimal. Verschiedentlich wird berichtet, daß die Fabriken erhebliche Rückgriffe auf den Reservefonds

machen mußten. Soweit die Verarbeitung von Wolle in Frage kommt, haben die Preisschwankungen ein günstiges Geschäft verhindert. Über die überaus günstige Lage der Elektrizitätsindustrie habe ich schon in der vorigen Rundschau (1911, 3. Band, pag. 1672) berichtet. Für die Brauindustrie war das Jahr überaus vorteilhaft. Die abnorm hohe Temperatur des Sommers und Herbstes ließ den Absatz um weit über den Zuwachs normaler Jahre steigen. Der Baumarkt zeigte, namentlich in den Industriegegenden und Großstädten, ebenfalls eine erfreuliche Gestaltung.

Nach den Arbeitsnachweisberichten und den Krankenkassenausweisen ist der Arbeitsmarkt im Jahresdurchschnitt verhältnismäßig gut gewesen, wenn auch in den letzten Monaten des Jahres gegenüber dem Vorjahr ein Rückschlag eingetreten ist. Das Angebot pro Hundert offener Stellen ging über das von 1910 hinaus. Das Hauptcharakteristikum des Jahres ist aber doch die abnorme Steigerung der Preise fast aller Lebensbedürfnisse. Von der im allgemeinen so guten Entwicklung des Wirtschaftslebens haben die Arbeiter daher lange nicht genügend profitieren können. Das hindert naturgemäß auch eine noch größere Belebung des Inlandmarkts. Daß eine Belebung erfolgt ist, davon legen auch die Eisenbahneinnahmen Zeugnis ab, die gegen das Vorjahr nicht nur in der Gesamtsumme sondern auch pro Kilometer erheblich gestiegen sind. Sind die Aussichten für das laufende Jahr auch nicht glänzend, so sind sie doch für die Industrie im allgemeinen recht gut.

× **Außenhandel.** Für die Berechnung des Wertes der ein- und ausgeführten Waren sind bisher

Schätzungen maßgebend gewesen, die vom reichsstatistischen Amt nach Angaben von Sachverständigen für die einzelnen Warengruppen vorgenommen wurden. Ein genaues Resultat ist mit dieser Methode naturgemäß nicht zu erzielen. Das statistische Amt hat nun bei den Handelskammern eine Umfrage veranstaltet, welche Grundlagen für eine bessere Feststellung des Außenhandelswerts zu schaffen seien. Die Handelskammern haben sich in ihrer Mehrzahl dafür ausgesprochen, daß der Faktorenwert der Waren als Grundlage dienen solle. Der Ausschuß des Handelstags hat sich jedoch für die Ermittlung des Grenzwerts entschieden, dessen Angabe

den Versendern obliegen soll. Aus dem Fakturenwert der Ware sei ein genaues Bild der Preise nicht zu gewinnen, weil er oft die Preise recht verschieden setze, je nachdem, ob die Waren frei Versendungsort, frei Grenze oder frei Bestimmungsort zu liefern sind. Sind auch bei der Ermittlung des Grenzwertes Fehler nicht zu vermeiden, weil die Frachtkosten bis zur Grenze oft geschätzt werden müssen, so wird sich doch zweifelsfrei ein genaueres Bild des Außenhandelswertes ergeben als es bisher erzielt wurde.

× **Reichsbank** Der Jahresabschluß der Reichsbank ist zufriedenstellend. Naturgemäß ist

diese in der letzten Dezemberwoche ganz erheblich in Anspruch genommen worden. Ihr Status hatte sich um 528 Millionen verschlechtert (1910 um 556 Millionen). Aber der Metallbestand stellte sich mit 1007 Millionen um 83 Millionen höher als am Jahresschluß 1910. Das ist um so bemerkenswerter als das verfloßene Jahr ganz außerordentliche Ansprüche an den Geldmarkt Deutschlands gestellt hat. Durch die Zurückziehung der französischen Guthaben, die von offiziöser Seite auf zirka 800 Millionen geschätzt sind, würde eine Verminderung des Metallbestands der Reichsbank verständlich gewesen sein. Daß die Zurückziehung den Geldmarkt nicht erschütterte, zeigt seine gute Verfassung und Elastizität. Der Notenumlauf der Reichsbank erreichte mit 2250,5 Millionen die größte bisher erreichte Höhe und brachte die Bank am Jahresschluß mit 451,973 Millionen in die Steuerpflicht. Der Wechselbestand stellte sich auf 1792,6 Millionen. Der seit dem 19. September 1911 auf 5 % stehende Diskontsatz wird nach der bisherigen Entwicklung wahrscheinlich bald eine Ermäßigung erfahren können.

× **Schifffahrt** Die deutschen Reedereien haben sich im Jahr 1911 sehr gut entwickelt. In den vorläufigen Berichten der Handelskammern der Seehäfen wird das durchweg bestätigt. Davon haben auch die deutschen SchiffsWerften profitiert, denen zahlreiche Aufträge auf Neubauten zuzuflossen. Die *Hamburg-Amerika-Linie* hat nicht weniger als zirka 250 000 Tonnen, der *Norddeutsche Lloyd* zirka 55 000 Tonnen an Neubauten in Auftrag gegeben. So rüsten sich die Reedereien auch auf den noch für die Zukunft er-

warteten weitem Aufschwung. Gleiches geschieht auch in England. Man scheint dort eingesehen zu haben, daß das feste Netz dauernder Linien, das von Deutschland aus die Welt umspannt, die beste Gewähr für dauernden Erfolg bietet. Zu dem ausgesprochenen Zweck das englische Liniennetz weiter auszubauen haben sich in letzter Zeit 3 große englische Reedereien vereinigt, die *Union Castle Steamship Company*, die *Royal Mail Steam Packet Company* und *Elders Dempsters & Company*. Der Befürchtung, daß dieser Zusammenschluß, der mehr als 300 Schiffe mit 1 270 000 Tonnen Gehalt in einer Hand vereinigt, für die deutschen Reedereien eine schwere Konkurrenz bedeuten würde, ist der Leiter der *Hamburg-Amerika-Linie*, Ballin, in einem Hamburger Blatt entgegengetreten. Die innere Organisation des engern Zusammenschlusses sei noch zu wenig durchgeführt, um dem festgefügten Stand der deutschen Großreedereien etwas anhaben zu können. Dann aber auch läßt der hohe Preis, der für den Zusammenschluß von der jetzt leitenden englischen Reederei gezahlt ist, darauf schließen, daß man in England mit einer ruhigen, durch Konkurrenzkämpfe nicht unterbrochenen Entwicklung rechnet.

× **Kurze Chronik** Die Roheisenproduktion Deutschlands stellte sich 1911 auf 15 534 223 Tonnen, gegen 14 793 325 respektive 12 917 653 Tonnen, in den beiden Vorjahren. Damit ist die höchste Produktion irgendeines Jahres erreicht worden. Der Dezember schloß mit der höchsten Monatsziffer von 1 372 637 Tonnen ab. × Im Kalenderjahr 1911 sind ausgewandert über Bremen 86 895 (118 131), über Hamburg 115 044 (157 896), insgesamt 201 939 (276 027) Personen, darunter 18 746 (21 409) Deutsche. × Nach einer im *Berliner Tageblatt* veröffentlichten Berechnung der Halberstädter Metallfirma A. Hirsch & Sohn stellt sich im Jahr 1911 der Verbrauch an Kupfer auf 232 487 Tonnen gegen 212 268 im Vorjahr, an Blei auf 225 000 Tonnen gegen 208 400, an Zink auf 215 000 Tonnen gegen 192 000, an Zinn auf 21 000 Tonnen gegen 18 000 im Vorjahr. × Am 6. Januar ist in Brüssel unter Beteiligung der *Deutschen Bank* unter dem Namen *Société commerciale belge-allemande du Congo* eine deutsch-belgische Kongogesellschaft gegründet. Das Aktienkapital beträgt 2 Millionen Francs. × Die *Allgemeine deutsche Kreditanstalt* in

Leipzig beabsichtigt eine Erhöhung ihres Kapitals von 90 auf 110 Millionen Mark. Außer den 7 Berliner Großbanken hatte bisher keine Bank ein 100 Millionen übersteigendes Kapital. X Nach den Zusammenstellungen der *Frankfurter Zeitung* sind im Jahr 1911 Neugründungen und Kapitalserhöhungen im Betrag von 1 194 128 Millionen zu verzeichnen gewesen, gegen 1 240 057 Millionen und 1 133 994 in den beiden Vorjahren.

#### Literatur

In seinem Buch *Der Sieg des Industrialismus* / Leipzig, Duncker & Humblot/ zieht Dr. J. Grunzel aus einer offensichtlich auf eingehendem Studium der Verhältnisse beruhenden Erörterung der Industrialisierung der Produktion, der Bodenemanzipation und der Betriebskonzentration wirtschaftspolitische Forderungen, die zum Nachdenken anregen. Er will das wirtschaftspolitische Ziel eines Landes in der Blüte der Arbeit überhaupt, nicht in der Blüte einer bestimmten Arbeit erblickt sehen. Die Landwirtschaft müsse von dem Wahn geheilt werden, daß ihr die Produkte durch die Natur vorgeschrieben seien, sie müsse vielmehr auf dem Weg der Industrialisierung auf solche Produkte gelenkt werden, bei denen sich ein jeweilig genügend großer Markt ergeben könne, bei denen die Differenz zwischen dem sinkenden Gebrauchswert und dem steigenden Tauschwert die Aussicht auf eine lohnende Verwertung biete. Dann aber bildeten die Agrarzölle keine besondere Kategorie mehr sondern seien so zu beurteilen wie die Industriezölle. Damit erhalte das Schutzzollprinzip seine Rechtfertigung, auch seine Begrenzung. Grunzel erkennt auch der höhern Lebenshaltung des Industriearbeiters einen Schutz zu, gegenüber dem Druck durch Einwanderer mit niedriger Lebenshaltung. Die Frage, ob der Industrialismus zu einer Erweiterung der staatlichen Unternehmertätigkeit dränge, verneint Grunzel. In der gesamten produktiven Tätigkeit müsse das private Erwerbsinteresse vorherrschen, weil dieses allein den wirtschaftlichen Fortschritt verbürge. Ein staatliches Unternehmen sei für die Allgemeinheit immer ein Opfer, weil es schwerfälliger und teurer arbeite. (Grunzel meint auch, daß der Industrialismus eine Modifikation der Grundsätze über die Besteuerung und damit praktisch zwar keine radikale Umwälzung des bisherigen Steuersystems, wohl aber eine andere Betonung der einzelnen Steuerkategorien bringen werde. Die direkte

Einkommensteuer werde nie das Fundament des ganzen Steuersystems bilden können. Sie sei nur teilweise durchführbar und zweckmäßig nur für die größeren Einkommen, als eine Art Zusatzsteuer, um eine stärkere Progression zu ermöglichen. Dagegen müßten die Verbrauchssteuern aus ihrer theoretisch mißachteten Stellung herausgehoben werden. Der Verbrauch sei ein besserer Maßstab der Leistungsfähigkeit als das Einkommen. Zur Besteuerung müßten aber Waren herangezogen werden, die als Gegenstände des täglichen Bedarfs nicht unbedingt notwendig seien. Grunzel übersieht hier die Tatsache, daß die indirekte Besteuerung nicht unbedingt notwendiger Gegenstände nur einen sehr minimalen Ertrag abwerfen kann. Grunzel meint weiter, daß auch auf den Finanzmonopolen nur ein theoretisches Vorurteil laste. Tatsächlich seien sie die beste Form der Verbrauchsbesteuerung. Die Produktion lasse sich dabei auch so konzentrieren, daß die Ersparnis der Produktionskosten die Erhöhung durch die Steuer mehr als wettmachen könne. Endlich fordert der Verfasser ein Wirtschaftsparlament, das, als begutachtende Körperschaft aus Vertretern der Berufsgruppen zusammengesetzt, alle wirtschaftlichen Fragen durchzubereiten hätte, bevor sie durch die Gesetzgebung oder Verwaltung zur Entscheidung gebracht würden. Was Grunzel vorträgt, deckt sich natürlich nur zum kleinsten Teil mit sozialdemokratischen Auffassungen; aber manches ist doch der Prüfung wert. X In systematisch kritischer Weise behandelt Dr. Fritz Laufer in seinem Buch *Die deutschen Einkommensteuertarife unter Berücksichtigung der englischen Income Tax* / Jena, G. Fischer/ den Aufbau der Tarife in den einzelnen Staaten nach seiner äußeren Gestaltung, die Anordnung der Stufen und die Belastung der Einkommen. Der Schluß handelt von Postulaten in Tariffragen, von denen jenes hervorzuheben ist, das als erstrebenswertes Ziel die tunlichste Freilassung der unteren Klassen im Interesse der Herabsetzung der Verwaltungsausgaben hinstellt; unendlich viel Zeit, Mühe und Geld, die heute die Veranlagung der untersten Steuerstufen erfordert, werde erspart werden. X Der 1. Teil des Jahresberichts der Berliner Handelskammer für 1911 ist gleich zu Beginn des neuen Jahrs erschienen. Er bringt den allgemeinen Überblick über das Wirtschaftsjahr 1911 und den Bericht über die Wirksamkeit der Handels-

## Sozialpolitik / Johannes Heiden

**Arbeitswilligenschutz** Die Bestrebungen des Koalitionsrecht der Arbeiter und Angestellten zu beschränken ruhten sogar während der Reichstagswahl nicht. Soviel die Parteien und auch die Regierungen bemüht waren nicht von Plänen zu reden, von deren Erörterung die Herbeiführung guter Wahlen im Sinn der Regierung nicht zu erwarten war: das Verlangen nach gesetzlicher Bekämpfung der Rechte der Arbeiter brach doch immer durch. Daß der Schutz der Arbeitswilligen für das Bestreben nach Knebelung der Arbeiter und ihrer Organisationen nur Vorwand ist, und zwar ein recht durchsichtiger, weiß heute ein jeder. Die Flage deckt die Ware ganz gewiß nicht. In den Parlamenten von Sachsen und Hamburg haben sich kurz nacheinander die Volksvertreter mit dem Arbeitswilligenschutz beschäftigt. 3 Interpellationen wurden auf einmal im sächsischen Landtag verhandelt, eine davon ging von der sozialdemokratischen Fraktion aus, die kurz und bündig von der Regierung wissen wollte, was sie zu tun gedenke, um die Ausübung des Koalitionsrechts in Sachsen sicherzustellen.

Die Nationalliberalen klagen in ihrer Interpellation über Terrorismus der Gewerkschaften, der Bestand und Entwicklung von Industrie, Handel und Handwerk gefährde und die Freiheit der arbeitswilligen Arbeiterschaft schwer beeinträchtige, das gute Einvernehmen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern verhindere, das Rechtsbewußtsein schädige und die Rechtssicherheit störe. Ob die Regierung die geltenden gesetzlichen Bestimmungen und die ihr zustehenden Befugnisse für ausreichend halte, und wenn nicht, was sie zu tun gedenke, fragten die Nationalliberalen. Die Konservativen begnügten sich nicht mit einer Anfrage, sie übertrumpften die Nationalliberalen noch. Daß das geltende Recht nicht genügt, ist für sie ausgemachte Tatsache, und sie beantragten: »Die Kammer wolle beschließen die königliche Staatsregierung zu ersuchen im Bundesrat dafür einzutreten, daß baldmöglichst durch Reichsgesetz ein ausgiebiger Schutz der Arbeitswilligen und der Freiheit des Gewerbebetriebs geschaffen werde.« Aus der Begründung der Vorstöße gegen das Koalitionsrecht ging hervor, daß die Interpellanten das Streikpostenstehen ganz verboten wissen wollen. Den Arbeitern der Staatsbetriebe und solcher Betriebe, die der Versorgung der

Allgemeinheit mit Elektrizität, Gas und Wasser dienen, sollen Koalitionen erschwert und Streiks unmöglich gemacht werden, womit man auch dem Generalstreik zu begeben hofft. Auch die paritätischen Arbeitsnachweise und die Tarifverträge wurden angegriffen. Alle Einrichtungen, die auf dem Weg zur wenigstens formalen Gleichberechtigung der Arbeiter liegen, sind den Scharfmachern verhaßt. Der sozialdemokratische Redner, Abgeordneter Heldt, beschränkte sich nicht auf die Abwehr sondern ging zum Angriff über. Er verlangte Erklärungen der Regierung darüber, was sie gegen die Angriffe von Arbeitswilligen auf Streikende zu tun gedenke, wobei er auf die auch den Behörden nicht unbekanntete Tatsache hinwies, daß die Angehörigen von Vereinigungen, deren Gewerbe der Streikbruch ist, häufig mit Waffen und anderen gefährlichen Werkzeugen ausgerüstet sind und eine ständige Gefahr für andere bilden. Der Minister des Innern, Graf Vitzthum von Eckstädt, erklärte in seiner Beantwortung klipp und klar, daß die sächsische Regierung die bestehenden Gesetze für den Schutz der Arbeitswilligen für ungenügend hält. Nach einer Verbeugung vor der durch die Reichsgewerbeordnung gewährleisteten Koalitionsfreiheit fuhr er fort: »Der wirtschaftliche Kampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitern hat vielfach zu Ausschreitungen geführt, die darauf hinweisen, daß die vom Gesetz geschaffene Ordnung für solche Kämpfe nicht genügt. . . . Wenn nun auch auf diesem der Reichsgesetzgebung überwiesenen Gebiet ein selbständiges Vorgehen der königlichen Staatsregierung ausgeschlossen ist, so ist sie doch bereit beim Bundesrat für eine entsprechende Änderung und Ergänzung der einschlägigen Reichsgesetze einzutreten.« Da die Erklärung des sächsischen Ministers nicht eine gelegentliche, unvorbereitete ist, sondern eine vorher festgestellte, so ist anzunehmen, daß die sächsische Regierung sich vergewissert hat, daß sie mit ihren Anregungen im Bundesrat offenes Entgegenkommen finden wird. Auch in der hamburgischen Bürgerschaft ist ein Antrag angenommen worden, der den Senat ersucht den hamburgischen Bevollmächtigten zum Bundesrat dahin zu instruieren, daß er die Bestrebungen nach vermehrtem gesetzlichem Schutz der Arbeitswilligen unterstützt und fördert. Daß die Erklärungen des sächsischen Ministers in den Kreisen der Unternehmer und in ihren Organen große Freude ausgelöst

haben, ist leicht begreiflich. Wenn nicht der Ausfall der Reichstagswahlen die innerpolitische Situation wesentlich verändert, so ist also mit neuen Versuchen das Streikrecht der Arbeiter zu beschränken zu rechnen. Klar scheinen sich die Regierungskreise nur noch nicht darüber zu sein, ob eine Revision des gemeinen Rechts oder ein Sondergesetz den Wünschen der Unternehmer besser dient. Die Sozialdemokratie wird in diesen Kämpfen nicht nur abzuwehren sondern anzugreifen haben. Es gilt nicht nur die Strafbestimmung der Gewerbeordnung zu beseitigen sondern auch die Vorschriften des Strafgesetzbuchs über Erpressung und Nötigung, die in Strafprozessen gegen streikende Arbeiter angewandt worden sind, zu ändern. Dazu muß sich der Versuch gesellen die der Organisation der nichtgewerblichen Arbeiter (Landarbeiter, Gesinde) entgegenstehenden landesgesetzlichen Bestimmungen zu beseitigen.

#### Reichstagswahlprogramme

Seit mehr als 10 Jahren stehen sowohl bei den allgemeinen Wahlen wie bei den Nachwahlen sozialpolitische Fragen in der Agitation an hervorragender Stelle. Auch Parteien, die früher sozialpolitische Maßnahmen ablehnten oder sie doch als nebensächlich betrachteten, sind gezwungen worden sich als Freunde der Sozialpolitik zu geben. Alles und jedes Eingreifen des Staates zum Schutz und zur Sicherung wirtschaftlich Abhängiger zu verwerfen wagt heute keine Partei mehr. Auch die schärfsten Gegner staatlicher Fürsorge für Arbeiter und Angestellte, die Freisinnigen, haben eine Schwenkung vollzogen. In ihrem Wahlauftritt forderte die fortschrittliche Volkspartei soziale Ausgestaltung des Arbeitsvertrags, Vervollständigung des Koalitionsrechts, Verbesserung der Versicherungsordnung, insbesondere durch die Einführung der Altersrente vom 65. Lebensjahr ab und erhöhten Mutterschutz; für die Beamten zeitgemäßes Beamtenrecht und Sicherung ihrer Stellung als Staatsbürger. Dürftig war das sozialpolitische Programm der Nationalliberalen. Es ging, abgesehen von einem Punkt, nicht über allgemeine Wendungen hinaus. Für Unantastbarkeit des Koalitionsrechts will die nationalliberale Partei eintreten. Von dessen Sicherstellung und Erweiterung war nicht die Rede. Von einer Spezialisierung seiner sozialpolitischen Forderungen sah das Zentrum in seinem Wahlauftritt ganz ab. Nur die Förderung des

moralischen und materiellen Wohls aller Volksklassen wurde als Aufgabe der Zentrumspartei bezeichnet. Umfassender als die sozialpolitischen Forderungen der bürgerlichen Parteien waren die der Sozialdemokratie. Sie sind dem 2. Teil des Programms entnommen und lauteten: »Sicherung des Vereins-, Versammlungs- und Koalitionsrechts für alle Arbeiter, Angestellten und Beamten. Errichtung eines Reichsarbeitsamts, von Arbeitsämtern und Arbeiterkammern. Wahl der Beisitzer durch die Interessenten auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts. Ausbau der Gewerbeinspektion durch Zuziehung von Arbeitern und Arbeiterinnen als Hilfsorgane. Gesetzlich festgelegter Normalarbeitstag von 8 Stunden. Weitere Verkürzung der Arbeitszeit in gesundheitsschädlichen Betrieben. Reform der Arbeiterversicherung. Aufhebung der Benachteiligung der ländlichen Arbeiter und der Dienstboten, direkte Wahl der Vertreter, Erweiterung des Rechtes der Arbeiter in den Vertretungskörpern, Erhöhung der Leistungen, Herabsetzung des Alters für den Bezug der Altersrente von dem 70. auf das 65. Lebensjahr, auskömmliche Schwangeren- und Wöchnerinnenunterstützung, Stillprämien und unentgeltliche Hebammen- und Arzthilfe.« Obgleich diese Forderungen die der bürgerlichen Parteien übersteigen, sind sie doch bei gutem Willen leicht durchzuführen. Irgendwie utopistisch, wie unsere Gegner häufig sagen, sind sie jedenfalls absolut nicht.

#### Gewerbegerichte

Dem Reichsarbeitsblatt seien aus einer umfangreichen Veröffentlichung einige Zahlen über Verbreitung der Gewerbegerichte und ihre Tätigkeit im Jahr 1910 entnommen. Es waren insgesamt im Reich 916 Gewerbegerichte vorhanden, wovon 423 Innungsschiedsgerichte und 21 nach Landesgesetzen errichtete Gewerbegerichte waren. Sämtliche Gewerbegerichte hatten rund 118 000 Prozesse zu bearbeiten. Hiervon waren 109 731 von Arbeitern gegen Arbeitgeber, 7976 von Arbeitgebern gegen Arbeiter angestrengt, und in 308 Fällen handelte es sich um Streitigkeiten zwischen Arbeitern eines Betriebs. Der Streitwert des einzelnen Prozesses betrug bis zu 20 Mark in 51 731, von 20 bis 50 Mark in 34 369, von 50 bis 100 Mark in 17 957 und mehr als 100 Mark in 9221 Fällen. 49 477 Prozesse wurden durch Vergleich erledigt, 1612 durch Anerkenntnis, 12 052 durch Ver-



säumnisurteil und 18 540 durch andere Endurteile. Berufung wurde in 845 Fällen eingelegt. Aus der Veröffentlichung ist nicht zu ersehen, wie hoch die Zahl der überhaupt anfechtbaren Urteile gewesen ist, was bekanntlich nur möglich ist, wenn der Streitwert mehr als 100 Mark beträgt. Von den 18 540 Prozessen, die durch Urteil nach streitiger Verhandlung erledigt wurden, nahmen 5818 weniger als 1 Woche, 5409 1 bis 2 Wochen, 4827 2 Wochen bis 1 Monat, 2108 1 bis 3 Monate und 378 mehr als 3 Monate in Anspruch. Die Gewerbegerichte haben sich also ihren Vorzug schnell zu entscheiden erhalten.

Als Einigungsamt wurden die Gewerbegerichte 234 mal von beiden Teilen (Arbeitnehmern und Arbeitgebern), 28 mal von Arbeitgebern und 119 mal von Arbeitnehmern angerufen. In 176 Fällen wurde eine Vereinbarung erzielt, und 48 Schiedssprüche wurden gefällt. 90 Versuche verliefen resultatlos; es kam weder zur Einigung noch zum Schiedsspruch. Dem Schiedsspruch unterwarfen sich in 35 Fällen beide Teile; in 5 Fällen erkannten ihn nur die Arbeitnehmer, in 4 nur die Arbeitgeber an; 4 Schiedssprüche wurden von beiden Teilen abgelehnt.

Gering war die Zahl der von den Gewerbegerichten erstatteten Gutachten, nämlich 25, und Anträge über sozialpolitische Maßnahmen wurden gar nur 10 gestellt. Als Helfer und Förderer der Sozialpolitik, besonders des Arbeiterschutzes, leisten die Gewerbegerichte also noch recht wenig. Sie bedürfen noch des Ausbaus, notwendig ist aber auch größere Regsamkeit und Benutzung der jetzt schon gegebenen Möglichkeiten. Als rechtssprechende Instanz ist eine Erweiterung der Aufgaben dahin wünschenswert, daß die Vollstreckung der gewerbegerichtlichen Urteile den staatlichen Gerichtsvollziehern entzogen und den gemeindlichen Einziehungsbeamten übertragen wird. Die Anrufung des Gerichtsvollziehers ist viel zu kostspielig, und die Erledigung so langsam, daß die Vorzüge der gewerbegerichtlichen Rechtsprechung, Raschheit und Billigkeit, wieder verloren gehen.

× KurzeChronik( durch Bundesratsverordnung gemäß § 120c der Gewerbeordnung ist für gewisse Arbeiter in der Zuckerindustrie (Rübenschwemme, Rübentransport, Betriebszweige mit außergewöhnlich hoher Wärme) das bis zum 31. März dieses Jahres bestehende Verbot der Beschäfti-

gung von Frauen und Jugendlichen in ein dauerndes verwandelt worden. × In dem bekannten Streit über die Lohnabzüge für die Beiträge zur Pensionskasse der Firma Krupp hat das Reichsgericht mit Urteil vom 24. Oktober 1911 die Abzüge für zulässig erklärt. Das Reichsgericht hat ausgesprochen, daß durch den Verlust der Beiträge und jeden Anspruch auf die Leistungen der Pensionskasse beim Ausscheiden aus dem Arbeitsverhältnis eine indirekte Beschränkung der Koalitionsfreiheit und der Freizügigkeit ausgeübt werde. Solche indirekte Beschränkung ist aber nach dem Reichsgericht nur dann als Verstoß gegen die guten Sitten zu erachten, wenn sie erheblich ist, was hier nicht der Fall sein soll. Bei böswilliger Lösung des Arbeitsverhältnisses durch den Arbeitgeber will das Reichsgericht dem Entlassenen die Schadensersatzklage zugestehen. Somit ist die Frage der Abzugsfähigkeit der Beiträge vom Lohn nach dem geltenden Recht zu ungunsten der Arbeiter entschieden. × In Brüssel und Gent sind Gewerkschaftsschulen errichtet. Lehrfächer sind unter anderen Gewerkschaftsbewegung und soziale Gesetzgebung. × Für England ist am 1. Januar ein Handelsangestelltenschutzgesetz in Kraft getreten. Es legt den freien Nachmittag in der Woche fest. Außerdem werden die Pausen geregelt; die ununterbrochene Arbeitszeit darf 6 Stunden nicht übersteigen. Ladenschlußzeit ist nicht bestimmt, doch soll versucht werden durch Ortsstatute Schlußzeiten einzuführen. × Das österreichische Handelsministerium bereitet die Erhebung von Wirtschaftsrechnungen von Arbeiterhaushaltungen vor. Das selbe Ministerium plant die Herausgabe eines statistischen Jahrbuchs, das die wichtigsten arbeitsstatistischen Ergebnisse veröffentlichten soll. × Das Vermögen aller Organe der Reichsversicherung betrug Ende 1910 2266,4 Millionen Mark. Hiervon entfallen auf die Invalidenversicherung 1660, auf die Berufsgenossenschaften der Unfallversicherung 310 und auf die Krankenkassen 296,4 Millionen.

× Literatur × In einem umfangreichen Buch *Die Mutterschaftsversicherung* /Jena, G. Fischer/ untersucht Henriette Fürth die Verhältnisse der erwerbstätigen Frauen und die der Hausfrauen, um den Beweis der Notwendigkeit erhöhten Mutterschutzes für beide zu bringen. Die Lage der unverheirateten Mütter und der

unehelichen Kinder wird eingehend geschildert, und der Zusammenhang zwischen Säuglingssterblichkeit und Mangel an Mutterschutz nachgewiesen. Aus der Statistik der preußischen Einkommensteuer wird berechnet, daß von den zirka 37½ Millionen Einwohnern Preußens zirka 35½ Millionen für die Mutterschaftsversicherung in Frage kommen. Warum gerade die Grenze von 3000 Mark gewählt ist, ist nicht zu ersehen. Unsere Versicherungsgesetzgebung rechnet zwar leider auch mit bestimmten gleichen Gehaltsgrenzen für das ganze Reich, sie ist aber ganz gewiß kein empfehlenswertes Vorbild. 3000 Mark Einkommen in Berlin oder Frankfurt sind etwas anderes als 3000 Mark in einem Ackerbürgerstädtchen des Ostens. Mit Hilfe der Zahlen der Krankenversicherungstatistik versucht die Verfasserin die Kosten des erweiterten Mutterschutzes zu berechnen. In anderen Kapiteln wird nachgewiesen, daß ein Teil dieser Kosten schon heute von der Gesamtheit in Form anderer Aufwendungen getragen wird. Zusammenfassend wird die obligatorische Versicherung aller Volksangehörigen mit weniger als 3000 Mark Einkommen gefördert. Die Leistungen der Mutterschaftsversicherung sollen in Schwangerenunterstützung, Wöchnerinnenhilfe, Anstaltspflege, Stillgeldern und dergleichen bestehen. Zu den Kosten der Mutterschaftsversicherung sollen die Versicherten Beiträge, und Staat und Gemeinden Zuschüsse steuern. Die Pflicht des Staates und der Gemeinden wird treffend mit dem Interesse begründet, das die Gesamtheit am Aufwuchs einer arbeitsfähigen Generation und an der Erhaltung der Arbeitsfähigkeit des einzelnen hat. Das Buch Henriette Fürths versucht alle Formen des Mutterschutzes einheitlich zu behandeln und ihnen nach den Bedürfnissen der verschiedenen Schichten (erwerbstätige Frauen, Hausfrauen, Ledige, Verheiratete) ihren Platz in der Mutterschaftsversicherung zuzuweisen. Hierbei kommt es nicht darauf an, ob die Berechnungen des Bedarfs immer zutreffend sind. Das Verdienst den Versuch gemacht zu haben, die Durchführbarkeit der bis heute überhaupt erörterten Maßnahmen für Mutterschutz bewiesen zu haben wird nicht dadurch geschmälert, daß an der einen oder andern Berechnung durch die Wirklichkeit Korrekturen vorgenommen werden müssen. Die Berechnungen ganz zutreffend auszuführen ist mit den heute vorliegenden Zahlen nicht möglich. Henriette Fürths Buch wird nicht nur eine Aufforderung

zu weiteren Arbeiten auf dem Gebiet der Mutterschaftsversicherung und ein Wegweiser für diese sein sondern kann unseren Krankenkassenverwaltungen, an die die Frage jetzt herantritt, ob sie von der durch die Reichsversicherungsordnung geschaffenen Möglichkeit freiwillig einzelne Zweige des Mutterschutzes einzuführen (eine Pflicht hierzu besteht ja leider nur in sehr beschränktem Umfang) Gebrauch machen will, auch praktische Dienste leisten.

### Gelstige Bewegung / Wilhelm Hausenstein

**Zeitungs-** Über die Geschichte des **wesen** Zeitungswesens und seine gegenwärtige Bedeutung schreibt in einem dankenswerten Bändchen der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* Dr. Hermann Diez-Berlin (*Das Zeitungswesen* / Leipzig, Teubner/). Aus dieser kleinen, aber alle Seiten des Problems berührenden Enzyklopädie seien hier einige Daten zur zahlenmäßigen Größe der Presse mitgeteilt. Nach einer privatgeschäftlichen Statistik (Mosse; eine öffentliche fehlt) gab es um 1908 im deutschen Reichsgebiet 3887 Zeitungen im eigentlichen Wortsinn (Fachblätter, Zeitschriften, Witzblätter sind nicht gerechnet). Auf Preußen entfielen 2273, auf Bayern 443, auf Sachsen 264, auf Württemberg 191, auf Baden 151, auf Hessen 115, auf die beiden Mecklenburg 80, auf Elsaß-Lothringen 75, auf die 3 sächsischen Herzogtümer 66, auf Anhalt und Braunschweig 59, auf die beiden Schwarzburg und die beiden Reuß 43, auf Sachsen-Weimar 39, auf die Hansestädte 38, auf Oldenburg 31, auf die beiden Lippe und Waldeck 19. 429 aller dieser Zeitungen erschienen in der Woche 1mal, 532 2mal, 1043 3mal, 138 4 bis 5mal, 1567 6mal, 91 7 bis 8mal, 60 12mal, 27 öfter als 12mal. Die Vermehrung der Zeitungen um 80 Neugründungen, die 1908 gegen 1905 festgestellt wurde, rührte fast allein von dem Typus der 6mal wöchentlich erscheinenden Zeitung her. Nach ihrer Parteirichtung gruppierten sich 1908 die Blätter so: 771 waren konservativ-gouvernemental, 590 nationalliberal, fortschrittlich, demokratisch, 410 waren Zentrumsorgane, 65 sozialdemokratisch (heute beträgt deren Anzahl 78), 1293 parteilos. Ein Rest machte keine Angabe. Auf deutschem Boden gab es auch eine Anzahl fremdsprachlicher Blätter: so das *Journal d'Allemagne*, das wöchentlich in Berlin erscheint, 1 ungarische, 1 russische Zei-

tung, 2 englische, 3 litauische, 7 dänische, 28 polnische Blätter. Die Ziffer der deutschsprachlichen Zeitungen Österreich-Ungarns war 423. Die Gesamtziffer der österreichisch-ungarischen Blätter ist in der Umlegung auf die Bevölkerung verhältnismäßig niedrig: nach reichsdeutschen Verhältnissen müßte Österreich-Ungarn statt 925 Zeitungen 3000 gehabt haben. Die Schweiz hatte 306 deutsche Zeitungen, die nordamerikanische Union 51. Deutsche Zeitungen erscheinen außerdem in den Kolonien, in Paris, London, Amsterdam und anderen Hauptstädten. Die deutsche Fachpresse zählte im Aufnahmejahr 1908 3807 Organe. Dabei wurden indessen die Gewerkschaftsblätter und etliche andere Fachblatttypen (wie Reiseblätter) nicht mitgezählt. Die Abonnementsziffern waren nach Mosse 1908 die folgenden: bei der *Berliner Morgenpost* 300 000, 250 000 beim *Berliner Lokalanzeiger*, 170 000 beim *Berliner Tageblatt*, 155 000 bei der *Welt am Montag*, 145 000 beim *Vorwärts*, beim *Breslauer Generalanzeiger* 137 000, 114 000 bei den *Münchener Neuesten Nachrichten*, etwa 100 000 beim *Hamburger Generalanzeiger*, beim *Hannoverschen Anzeiger*, bei der *Bayrischen Zeitung*, bei den *Leipziger Neuesten Nachrichten*. Von besonderem Interesse mag etwa noch dies sein, daß beispielsweise bei den *Münchener Neuesten Nachrichten* zwei Drittel der Herstellungskosten und der ganze Geschäftsgewinn durch Inserate gedeckt werden.

Nach einem Buch von Dr. Curt Erler-Tübingen *Von der Macht der Presse in Deutschland* (Berlin, Werner) ist der Einfluß der Presse auf die bei uns entscheidenden Faktoren des öffentlichen Lebens (das heißt insbesondere auf die Regierungen) gering. Erler sieht die einzige Möglichkeit der Verstärkung des Presseinflusses in der Entwicklung zum Parlamentarismus. Sind diese Konstatierungen nicht eben neu und nicht gerade originell belegt, so wird das Erlersche Buch, wo es konkrete Wege zeigen will, direkt dürftig, bei allem schönen Idealismus. Die Presse soll, um selber die Entwicklung zum Parlamentarismus herbeizuführen oder zu beschleunigen, sich einer gewissen Neutralität befleißigen, sich von den Parteien unabhängig machen. Diese Idee einer sich selber zu abstraktem politischem Adel erziehenden Presse, einer Presse von nirgends (oder höchstens in dem etwas undefinierten Libe-

ralismus des Verfassers) verankertem Idealismus ist, wenn ich das auf Umland gemünzte Wort eines witzigen Schwaben zitieren darf, dermaßen aus Tübingen, daß sie in der sehr konkreten Welt der zeitgenössischen Machtverteilung indiskutabel wird.

Interessanter erscheint mir ein neues, organisationstechnisches Ereignis im Zeitungswesen: das vom *Bibliographischen Zentralverlag* in Berlin ins Leben gerufene Zeitungsarchiv. Es bringt in 10 Abteilungen, deren jede zum Jahrespreis von 6 Mark (jedoch nur auf der Basis eines Bezugs von 2 Abteilungen) abonniert werden kann, die wichtigsten Pressestimmen zu folgenden Rubriken des öffentlichen Lebens: Biographie und Geschichte (1), Wirtschaft (2), Politik (3), Sozialpolitik (4), Finanzwissenschaft und -politik (5), Bevölkerungs- und Kolonialwesen (6), Philosophie und Soziologie (7), Religion und Kirche, Moral und Sitte (8), Literatur, Kunst und Sprache (9), Technik, Medizin und Naturwissenschaften (10). Von der sozialdemokratischen Presse sind *Vorwärts*, *Leipziger Volkszeitung*, *Münchener Post* und *Schwäbische Tagwacht* berücksichtigt. Dem Organisationsausschuß gehören von sozialdemokratischer Seite Eduard David und Max Grundwald an. Das Unternehmen ist als Instrument der rationalen Organisation eines wichtigen Teils des geistigen Konsums, als Instrument einer gewissen geistigen Diätetik sehr zu begrüßen.

X  
**Bibliotheken** In einer kleinen Schrift *Für unsere deutschen Bibliotheken* (Leipzig, Dietrich) gibt der verdiente Münchener Universitätsbibliothekar Ruepprecht eine treffliche Übersicht über die bibliothekreformischen Aufgaben der Gegenwart. Er geht von der absoluten Unzulänglichkeit der den großen öffentlichen Bibliotheken zur Verfügung stehenden Mittel aus und empfiehlt unter dem Zwang der Verhältnisse zur Vermehrung der Mittel die Einführung von mäßigen Benutzersteuern, von denen aber die Unbemittelten und Schwachbemittelten unbedingt zu befreien seien. Weiter wendet sich Ruepprecht mit einer sehr notwendigen Betonung des *Noblesse oblige* an die Personen, die fähig sind das Bibliothekswesen durch Stiftungen zu fördern. Leider ist gerade in Deutschland der Stütungsheißreiz auf diesem Gebiet nicht sehr groß. Ruepprecht fordert ferner eine bessere Ausgestaltung

des Schriftenaustausches von Bibliothek zu Bibliothek, eine großzügige Ausgestaltung der Präsenzbibliotheken (damit eine Reihe von wichtigen Werken der Entleiher entzogen und in einem Benutzersaal der fruchtbareren Benutzung durch viele zugewandt werden könne), eine ausleihtechnische Spezialbehandlung der notorisch am häufigsten verlangten Ausleihwerke (in der Form einer neben der Präsenzbibliothek bestehenden großen Handbibliothek von ausleihbaren Werken), eine rationelle Kontingentierung der Ankäufe (derart, daß nicht jede Bibliothek des selben Ortes das gleiche Werk, die gleiche Zeitschrift, ja, bei ganz teuren Sachen, auch nicht jede große Bibliothek des Reiches das selbe Werk erwirbt); dann empfiehlt Ruepprecht Ausgestaltung der Berliner königlichen Bibliothek zu einer Reichszentralbibliothek mit besonderen Reichszuschüssen (unsere parlamentarischen Vertreter sollten sich diese Anregung dienen lassen), lebhafteste Organisation des interlokalen Bibliothekenverkehrs (unter Fortbildung des überaus dankenswerten, erst unlängst ins Leben gerufenen *Auskunftsbüreaus der deutschen Bibliotheken* zu Berlin), systematische Vorbereitung eines Gesamtkatalogs für die Bestände aller öffentlichen deutschen Bibliotheken (die speziellen technischen Anregungen, die auch für Arbeiterbibliothekare wichtig sind, lese man bei Ruepprecht nach), Erziehung des benutzenden Publikums zu einer bibliographisch-katalogistischen Nachschlagetechnik (durch Bereitstellung mehr oder minder weit zurückführender Kataloge für das Publikum, was beispielsweise zur großen Befriedigung der Leser in der Pariser *Bibliothèque nationale* exemplarisch erreicht ist), dann Abhebung subalternen, rein mechanisch-manueller Funktionen von den akademisch gebildeten Beamten, Steigerung des technischen und sozialen Standescharakters der Bibliothekare, Heranziehung eines mittlern Personals, das auch weibliche und jugendliche Arbeitskräfte (etwa intelligente Jungen im Lehrlingsalter mit Volksschulbildung) umfassen soll, endlich Erziehung des Publikums zu dem Bewußtsein, daß der Benutzer einer Bibliothek sich selber gewisse ethische Normen zu geben hat, weil ein Kollektivinstitut wie das organisierte literarische Bildungsmaterial von Jahrhunderten unbedingt ein hochentwickeltes, soziales Verantwortlichkeitsgefühl der Benutzer fordert. Die schöne

Schrift Ruepprechts möge ihre für die Organisation der geistigen Arbeit so wichtigen Gedanken in recht viele Köpfe tragen.

× **Kurze Chronik** Die *Deutsche Dichtergedächtnisstiftung* hat im Jahr 1910 an 2731 Bibliotheken (2400 Volksbibliotheken, 103 Mannschaftsbüchereien, 149 Krankenhausbüchereien, 79 Feuerschiffe und Leuchttürme als Wanderbüchereien) 80 899 Bände zum Gesamtpreis von 103 277 Mark verteilt. × Im Lauf des letzten Sommers hat sich eine deutsche Kulturgesellschaft gebildet, die den Zweck verfolgt, »jedermann, besonders auch der heranwachsenden Jugend, die besten Werke der deutschen Dichter, Denker und Forscher in regelmäßigen Publikationen billig zu liefern«. Das 26. Heft der *Lese* veröffentlicht die Liste der Organisatoren.

× **Literatur** Emma Adler gab soeben einen neuen Jahrband ihres *Kinderjahrbuchs heraus* (Wien, Brand). Die Auswahl der belletristischen und didaktischen Beiträge (ich nenne Stücke aus Tolstoj, Fichte, Wagner, Petöfi, Shakespeare, Heine, Stendhal, Schiller, Beiträge von Bebel, Viktor Adler, Henckell) ist geradezu glänzend und auch die illustrativen Beigaben sind höchst erfreulich. Es ist zu wünschen, daß sozialistische Eltern, die Kindern in schulpflichtigem Alter etwas schenken wollen, diesen sehr wertvollen Band ganz besonders berücksichtigen. × Im Verlag Waibel in Heidelberg erscheinen billige Ausgaben kleiner, konzentrierter Schriften Tolstojs. Vor mir liegen die Schriften *Über das Recht*, *Über die Wissenschaft*, *Brief an einen Hindu*. Einige Schriften erscheinen zum erstenmal in deutscher Sprache vollständig. Der bekannte Tolstojbiograph Schmitt hat die Schriften eingeleitet. Daß die kleinen Arbeiten Tolstojs einen starken Reiz besitzen und auch vom sozialpädagogischen Gesichtspunkt aus von besonderem Wert sind, braucht hier nicht ausführlich dargetan zu werden.

## WISSENSCHAFT

**Geschichte** / Paul Kampffmeyer

**Familienforschung** Die Geschichte der Gens, der Sippenfamilie, eröffnet die Weltgeschichte. Die Kämpfe der Gens mit dem Staat

ragen in die Zeiten der geschriebenen Geschichte hinein. Sehr allmählich saugt die Staatsgewalt die Sippen Gewalt in sich auf, geht die Ahndung der Verbrechen und Vergehen von der Gens auf den Staat über. Mit der Lockerung und Sprengung der Gentilverfassung gestaltet sich immer fester und klarer die Einzelfamilie und das Individuum. Die Geschichte der erweiterten und der Einzelfamilie ist während riesiger Zeiträume der hauptsächlichste Inhalt der Geschichte gewesen. Heute wird ja Staatengeschichte noch oft als eine Art Familiengeschichte von Herrschern getrieben. Und noch im Jahr 1788 konnte der Professor der Geschichte Christoph Gatterer das Wort prägen: »Genealogie gab es eher unter den Menschen als Historie.«

Aber ist denn die Beschäftigung mit der Familiengeschichte nicht eine antiquierte oder gar nutzlose, spielerische Tätigkeit? Von der Familienforschung werden wir noch viele tiefgründige Aufschlüsse über das Vererbungs- und Bevölkerungsproblem zu erwarten haben. Über die Fruchtbarkeit der alten Familie, über die Kindersterblichkeit, über das Hervortreten bestimmter Altersklassen in den früheren Generationen wird uns die Familiengeschichte noch viel zu sagen haben. Die Familie ist so eng mit der sozialen und wirtschaftlichen Geschichte eines Volks verknüpft, daß sich in der Familiengeschichte die Umwälzungen der Gesellschaft klar widerspiegeln.

Über die Probleme der Familienforschung informiert uns gut die Arbeit Dr. Ernst Devrients *Familienforschung* in der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/. In diesem Schriftchen sind die Beziehungen der Familiengeschichte zu den Staatswissenschaften lichtvoll erörtert.

× **Arbeiterbiographien** ×  
Paul Göhre hat soeben die mächtig packende Biographie Franz Rehbeins

(*Das Leben eines Landarbeiters* /Jena, Diederichs/) herausgegeben. Mit Rehbein durchleben wir ein graues und schweres Stück Menschenleben, das typische Leben der ost- und norddeutschen Arbeiterbevölkerung. Aber die Seele dieses Landarbeiters ist durch die erschöpfende, ermüdende Fron in der Guts- und Bauernwirtschaft nicht müde geworden. Ein elementarer, nicht zu brechender Höhentrieb arbeitet in diesem Landproletarier. Wo sich ihm nur eine Gelegenheit

bietet sich geistig zu vervollkommen, da greift er mit beiden Händen danach. Dieser junge selbständige, studierende Knabe (ein 15jähriger Dienstjunge), der in seinen knappen Mußstunden illustrierte Zeitschriften und landwirtschaftliche Lehrbücher liest, ist ein glänzendes Phänomen in dem geistigen Dunkel dieser ländlichen Unkultur.

Ein scharfes Auge hat Franz Rehbein für die kulturellen Unterschiede zwischen Ost- und Norddeutschland. Der Typus des gedrückten halbstädtischen Handwerkers ist mit voller Lebenswahrheit von ihm geschildert worden, ebenso das armselige, vor dem *hohen Adel* buckelnde Kleinbürgertum. Die militärische Zucht auf den Gütern der ostelbischen Herrenmenschen verkörpert prächtig der gehorsamst militärisch gründer Gutsvoigt. Unnachahmlich zeichnet Rehbein folgendes Stück hinterpommerscher Klassenmenschenskultur: »*De gnä Herr*, murmelte es allgemein, und fleißiger noch rührten sich die Hände. Jetzt setzte der Vogt seine Kartoffelkiepe auf die Erde, wischte sich schnell die Hände an den Hosen ab und ging seinem Gebieter entgegen. Sechs Schritt vor ihm blieb er stehen, nahm kurz die Hacken zusammen und zog ehrerbietig seine Mütze. Wie das aussah: Dort der Herr, hoch zu Roß, jeder Zug aristokratische Vornehmheit; hier der Vogt, barhäuptig in urpommerscher Hölzernheit: ein Charakterbild disziplinierter Demut.«

Der landwirtschaftlich aufstrebende Arbeiter der Dithmarschen wird uns in einigen interessanten Exemplaren vor Augen geführt. Sehr fein sind dann die Bemerkungen Rehbeins über den innigen Anteil, den selbst der Knecht an dem Gedeihen des landwirtschaftlichen Betriebes seines Bauern nimmt. Eine ganz eigenartige Seite der landwirtschaftlichen Arbeit tritt hier klar hervor: »Es ist eben doch ein Unterschied, ob man es mit toten oder lebenden Produkten eines Berufszweiges zu tun hat. Man lebt und fühlt mit der Natur, in der man schafft und arbeitet, ganz gleich, ob einem selbst etwas davon gehört oder nicht. Deshalb entwickelt sich auch bei dem ungebildeten Knecht ein natürlicher Verantwortungstrieb, und selbst rohe Naturen zeigen sich bestrebt das, was sie mit säen, pflanzen und pfliegen, auch zu hegen und zu fördern, bis daß es seiner zweckdienlichen Bestimmung entgegengeführt ist. An allem klebt ja ihr Schweiß, an allem haftet ihre Arbeitskraft, und alles spiegelt in seinem Wachstum und Ge-

deihen einen Teil ihrer Schaffenskraft wider.«

Aufrecht, mit gehobenem Haupt schreit dieser Landarbeiter Rehbein daher, und dieser Mensch empfindet selbstverständlich den Kommißdrill in der Kaserne als einen wahren Seelenmord. Dickfällig, abgebrüht wird in dieser Atmosphäre der Mensch: er verliert unter den rohen Schimpfereien und brutalen Mißhandlungen der militärischen Vorgesetzten sein Höchstes: seine Menschenwürde. Und diese hochentwickelte, sich in unserm Landproletarier leidenschaftlich äußernde Wertung der Menschenwürde drängt diesen ganz elementar zur Sozialdemokratie hinüber. Als gleichberechtigter Mensch stellt er sich immer den hochmütigen, steinackigen Bauern der Dithmarschen gegenüber. Diese erwarten vergebens, daß der Landarbeiter Rehbein »seine verschrobene[n] Ideen von der Gleichwertung des Knechts mit dem Herrn« beiseite lasse. Und die innere Empörung gegen das Klassenmenschentum, das Rehbein so äußerst fein empfand, macht ihn »instinktiv« zum Sozialdemokraten, aber nur instinktiv. Bewußt Sozialdemokrat wird Rehbein erst durch fortgesetzte Lektüre der sozialdemokratischen Literatur. Das Studium Lassalles wird für ihn ein Ereignis, eine seinen geistigen Menschen umwandelnde Tat. Er schreitet über seine ländlichen Klassengenossen hinaus, deren Entmenschung durch die grobe »Knochenarbeit« er folgendermaßen schildert: »Die immerwährende grobe Knochenarbeit und der gänzliche Mangel an erfrischender geistiger Kost machen eben den Menschen mit der Zeit stumpf und steif. So wird er seiner Menschenwürde nach und nach fast völlig entkleidet und schließlich zu einer Art Arbeitstier herabkultiviert. In seiner Abgeschiedenheit ist er froh, wenn er unter einer halbwegs humanen Herrschaft sein dürftiges und bescheidenes bißchen Dasein fristen kann, ohne mehr den Wechselfällen und Zufälligkeiten, mit denen freie Arbeiter nur zu häufig zu rechnen haben, preisgegeben zu sein. Er fühlt selbst sich mit der Zeit geradezu nur noch als menschliches Gutsinventar, dem die Außenwelt fremd und gleichgültig geworden ist. Der Begriff höhern Menschentums verkörpert sich ihm lediglich in seiner — Herrschaft.«

Alles, was Rehbein in seiner Biographie niedergeschrieben hat, ist selbst erschaut und selbst erlebt, und daher fesselt uns seine Lebensbeschreibung bis zur letzten Zeile. Wie photographisch treu sind von

Rehbein die jungen Primaner, die sich stolz als Studenten fühlen, getroffen, ihre Saufgelage und ihre Freude an der Zote in jeder Gestalt. Den seelenvergiftenden Einfluß der Pornographie auf den jungen Menschen zeichnet Rehbein einmal folgendermaßen: »Auf Schritt und Tritt sah ich die Bilder vor mir. Zu Hause, in der Schule, im Bett schwebten sie mir vor. Ich träumte davon. Von da ab betrachtete ich die erwachsenen Frauen und Mädchen mit ganz anderen Augen. Es war mir, als müßte ich immer quer durch ihre Kleider hindurchsehen.« Die feine Kunst Rehbeins Land, Leute, alle Schichten der Gesellschaft zu charakterisieren, macht seine Biographie zu einer hochwertigen Literaturreise.

X  
Bismarck

Als eine wirklich erschöpfende psychologische Analyse des komplizierten Menschen Bismarck kann man die anregende Studie Emil Ludwigs *Bismarck*/Berlin, S. Fischer/ nicht bezeichnen. Sie nennt sich auch nur einen *psychologischen Versuch*. Die massenhaften Züge von Rachsucht, Härte und Grausamkeit, die Ludwig von Bismarck bucht, drängen uns immer wieder den Vergleich dieses Blut- und Eisenmenschen mit einem stolzen, königlichen Raubtier von feinstem Spürsinn auf. Aber das ist nur eine Seite seines Wesens. Mit genialem Scharfsinn wittert Bismarck an seinen Gegnern die schwachen Stellen, und mitleidslos greift der Gewalttätige in diese mit gespannter, zermalmender Kraft. Dieser Mann war für furchtbare Sturmtage, für politische Götterdämmerungszeiten, für zerstörende und neugebärende Übergangszeiten geschaffen. Als Friedrich Wilhelm IV. im Völkerfrühling 1848 den Namen Bismarcks auf einer Liste der preußischen Ministerkandidaten verzeichnet fand, schrieb er die treffende Randbemerkung nieder: »Nur zu gebrauchen, wenn das Bajonett schrankenlos waltet.« Mit dem Gewaltinstrument in der Hand, das sich in Gewaltszeiten schrankenlos auswirkt, konnte sich dieser Monarch nur Bismarck vorstellen. Und die Geschichte hat dem *Romantiker* recht gegeben. Die deutsche Einheitsfrage löst Bismarck mit dem Schwert als dynastische Machtfrage. Aber eine Grenze seines Wesens war es zugleich, daß er alle Zeitfragen nur als Machtfragen auffaßte. Eine Machtfrage war ihm die Überwindung des Ultramontanismus, eine Machtfrage der Sozialismus. Den Polizeibüffel schiekt er gegen das Zentrum vor, *militärisch*, mit Ka-

nonen und Soldaten, will er am Schluß seines Lebens die sozialdemokratische Frage lösen. Für Ideen, möge deren Bedeutung nun in der Vergangenheit oder in der Zukunft liegen, hat dieser geborene Hasser aller Ideologien nur ein kaltes Hohnlachen. Er ist ein Menschenkenner und Menschenverächter und vermetet hinter salbungsvollen, idealen, ethischen Phrasen nur sehr unethische Gewinn- und Machtinteressen. Die Freiheitsdeklamationen bürgerlich-liberaler Parlamentarier verachtet er gründlich, weil er das metallische Herz des aufstrebenden Bürgertums genau kannte; aber für die materiellen Angelegenheiten dieser Klasse sorgte er in seiner liberalen Gesetzgebung wahrhaft väterlich. Für die wirtschaftlichen Gegenwartsinteressen herrschender Klassen hat er eben ein geniales Auge; und sein tiefes Wurzeln in der Gegenwart, aus dem seine Triumphe und seine Niederlage sprossen, kennzeichnet fein sein Ausspruch: »Die Sünde an der Gegenwart halte ich für eine Tod-sünde.«

Mit Spannung folgt man in der Entwicklung Bismarcks der Kraftentfaltung einer zäsaristischen Gewaltnatur. Er will der erste im Staate, oder er will nichts sein. Daher seine grenzenlose Verachtung für ein sich gefügig unterordnendes, schreibseliges, aktenhäufendes Beamtentum. Bismarck ist gläubig, aber in ihm waltet nicht ein schwärmerisch-mystisches, gemühtiefes religiöses Gefühl, er glaubt im Grunde genommen nur an seinen Stern, an die Schicksalsmacht, die ihn zur höchsten Höhe emporträgt. Er ist Fatalist. Dieser erfolgreiche, glückliche Rechner in der Politik erkannte trotzdem das Dunkle, Zufällige in der menschlichen Geschichte. Er schreibt an seinen Schwager die Zeilen: »Je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliche Berechnung.«

Von großem Reiz sind die Briefe Bismarcks an seine Frau. Welcher Plastik des Ausdrucks, welcher feinsinnigen Naturempfindung, welcher schwärmerischen, sentimentalischen Zuneigung zu seiner Frau begegnen wir da. Eine ganz neue Seite dieser aus krassen Gegensätzen zusammengesetzten Natur öffnet sich uns.

Emil Ludwig faßt in seinem psychologischen Versuch viele Seiten dieser eigenartigen Persönlichkeit zusammen, und daher gewinnt man immerhin einen gewissen Einblick in die Psyche dieses kühnen, eisernen Gewaltpolitikers.

X

**Kurze Chronik** Am 3. Januar starb in Breslau der Dichter, Rechtslehrer und Historiker Felix Dahn. Die historischen Gestalten, die die Muse dieses Dichters schuf, sind von der Urwaldsbarbarei gründlich gereinigt, fein säuberlich gestriegelt und gebügelt und schwätzen sich in modern pantheistischen und pessimistischen Gemeinplätzen aus. Wertvoller als diese Geschichtsklitterungen der Romane sind die historischen Studien Dahns: die langobardischen Studien und die Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker.

X

**Literatur** Das Berlin der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts schildert anschaulich das Werk Ernst Consentius' *Alt Berlin*, das jetzt in 2. Auflage bei Paelin in Berlin erschienen ist. Kultur- und sittengeschichtliches Material enthalten namentlich die Kapitel *Das Gesinde* und *Die Mode*. Wie nichtig und spielerisch ist das *Tagewerk* des müßiggängerischen Kavaliere und des ganz in Modetorheiten steckenden *Frauenzimmers*. Eine schöne Beigabe des Buchs bilden die Illustrationen. X Historisch-ökonomische Momente treten stark aus dem anregenden Werkchen Karl Weules *Kultur-elemente der Menschheit* /Stuttgart, Franckh/ hervor. Der Mensch hat sich durch die Technik aus der Tierheit herausgearbeitet. Denn er hat an die Stelle der ihm »fehlenden kräftigen Organe« zum Graben, Bohren usw. das außerkörperliche Werkzeug gesetzt. Als Ersatz für das ihm entwindende Haarkleid erfand er die Kleidung, für den natürlichen Schmuck »außerkörperliche Verzierungsverfahren«, für den alten Nesterbau den Hausbau. Diese Gedanken erläutert Professor Weule an der Hand eines sorgfältig gesichteten Materials. X In seiner *Atlantis* /Eßlingen, Gutzmann/ sucht Ignatius Donnelly den Nachweis zu führen, daß inmitten des Atlantischen Ozeans in der Tat vor Zeiten die riesenhafte Insel Atlantis gelegen hat. Hier war das Eden, das Paradies, und hier stieg die Menschheit aus der Barbarei zur Kultur empor. Eine furchtbare Katastrophe bereitete dieser ganzen paradisischen Herrlichkeit mit ihrem Menschen-glück und Menschenfrieden ein jähes Ende. Weshalb die Hypothese? Weshalb sollen wir auf der Insel Atlantis den Ursprung der Zivilisation suchen, wo uns doch schon so viele Wege (Ausgrabungen, vergleichende Sprachforschung) zu den Heimstätten unserer Kultur lenken?

X

## KUNST

## Dichtkunst / Max Hochdorf

**Romane** Nicht nur die unfruchtbareren Theoretiker des Schönen haben einen Unterschied zwischen der Kunstform des Romans und der Novelle gefunden. Das Balladenhafte, das Erfassen eines einzigen Lebensstons, das Verklingen in eine einzige Stimmung, der Aufschwung zu einem einzigen Schicksal: das sind unverkennbare Zeichen der Novelle. Der Roman ist reicher, er greift das Geschick der Menschenvielheit an, nicht die Fügung des abgesonderten Individuums. Und wenn im Roman auch nur ein menschliches Wesen geschildert wird, dann müssen doch tausend Fäden vom Herzen dieser Kreatur zu den übrigen Menschen hinausleiten. Daher die instinktive, dem Künstler selten klar werdende Gewohnheit seinem Romanbuch einen Ortstitel zu geben, in dem Buch die Erde zu benennen, auf die seine Geschöpfe niedergeschickt werden, um dort zu leben, zu wirken, zu leiden und zu sterben. Ein junger Österreicher, **Franz Nabl**, nennt seinen Roman schlicht und kurz *Ödhof* (Berlin, Fleischel). Es sind 2 Bände, umfangreich und inhaltreich, die er veröffentlicht. Das Buch will nicht einem bequemen Leser dienen, es will den verweichlichten Unterhaltungstrieb nicht nähren. Ein hohes Kunstziel sah der Dichter, schwere Lebensprobleme wollte er formen. So leitet er seine *Bilder aus dem Kreis der Familie Arlet* etwas wissenschaftlich ein, vielleicht belehrt von den großen französischen Vorbildern. Er gibt Skizzen vom Charakter der Brüder Arlet. Einer wurde ein sanfter, musikliebender Beamter, einer vom zarten Schlag der in Österreich nur möglichen poetischen Kanzleinaturen. Und der zweite Bruder, der den Seinen immer entartet schien, der einen eigenen Willen und ein festes Herz hat, der mit kräftigem Willen die Trauer um eine nie recht geliebte Frau niederschlägt, geht aus dem artigen klatscherfüllten Wien. Er wird ein Landwirt. Er behält von seinen Söhnen nur den merkwürdigsten, den begabtesten, aber auch verworrensten. Nun hat der Ödhofbesitzer, sich mit den Bergbauern herumzustritzen, nun geht er Originale suchen, nun ringt er um ein Weib. Er ringt auch um die Liebe seines Sohnes. Und die Schicksale verknüpfen sich sehr tragisch, sehr mächtig. Der Herr des Hofes wird den Männern um ihn fremd und verhaßt. Er weiß

nur die Freundschaft der Ausgestoßenen, der allein vor der Unsterblichkeit angesehenen Ausnahmemenschen zu erwerben. Als er, ein grader, die moralische Freiheit tief würdiger Mann, die Geliebte erwirbt, stiehlt sie dem Vater der eigene, kaum erwachsene Sohn. Friede, Ruhe, Stolz, Anmut herrschten einige Zeit im Ödhof. Jetzt ziehen dort Trauer, Selbstmord, Sterben und Verzweiflung ein. Nabl spannte einen weiten Rahmen. Er spannte ihn jedoch zu weit, da all die Menschen, die gelegentlich in das Leben des Ödhofs hineinspielen, keine den lässlichen Abenteuerern ebenbürtige Schicksale durchmachen. Was im Ödhof geschieht, ist mit einer sehr rühmenswürdigen Kunst erzählt, mit einem echten, berechneten Erzählertalent, mit einer nicht versiegenden Kraft der Phantasie, mit einer fast nie versagenden Sicherheit in der Gestaltung und der Beseelung. Nabl ist sofort als ein Retter aus der immer noch nicht beseitigten Not erlogener, einfältiger Dorfgeschichten zu begrüßen; obwohl sein Werk im ganzen falsch disponiert ist, obwohl es Dinge anspinnt, die nachher zur Unbedeutendheit hinabsinken.

Auch **Korff Holm** schreibt einen zehnbändigen Roman, *Die Tochter* (München, Langen). Man achte auf den Titel: Dem Dichter gefiel es das Problem im Verhältnis von Vater und Tochter zu überdenken. Die Psychologen des Künstlers glauben manchmal daran, daß Poeten oder Künstler überhaupt auf ihre Tochter das eigene Talent vererben, und es gibt da eine Theorie des Anthropologen **Reibmayr**, daß in der Künstlertochter immer ein genaues Echo vom Charakter des Vaters widerhalle; während der Sohn sich oft selbständig entfaltet, die väterlichen Gaben in ganz anderer Richtung fortsetzt, entfaltet sich im Seelischen der Tochter das Nachahmende, der ungeborene, nicht abscheidende Reflex. Holm erzählt vom Dichter, dessen Tochter eine Schauspielerin wurde. Beim Theater wird sie die Geliebte eines aus Nordland stammenden, sehr muskelstarken, sehr willensschwachen Literaten. Und als diese Liebe zerrissen wird, verlobt sich die Tochter nach einigen Bitternissen mit einem genialen Pädagogen, den viele normale Leute für einen Narren halten, der aber aus dem Kinderherzen das Herrlichste und Hellste aufzuwecken weiß. Das ist im Rohen die Begebenheit, die Holm diesmal nicht so tief aus dem Erlebnis schöpft wie in seinem *Thomas Kerkhoven*, der uns viel



sagte. Holm schreibt sehr flüssig, doch er ist nicht immer unabhängig von Schriftstellerbräuchen, er rettet sich nicht immer vor einer gegenwärtig gefährlichen Manier. Aber er wandert oft zum Lande aus, und er beschreibt dann mit überall verspürbarer Ergriffenheit die Stille und Fülle des Waldes und der Gärten.

Der Schriftsteller Georg Engel, der sich selber zu den dichtenden Psychologen des nördlichen, besonders des pommerischen Bauerntums zählt, siedelt aus seinem Berliner Arbeitszimmer ganz in die Dörfer über. Er taufte seinen Roman *Die verirrte Magd* /Berlin, *Concordia*/. So würde etwa Gottfried Keller ein Lied benennen. Engel borgt hier die Stimmung aus halb realistischer Romantik. Er borgt leider noch viel mehr. Dieser Roman will das Verlangen des Lesers nach Sensation befriedigen. Der Verfasser kontrastiert grob und unwissend die strenge Altvätermoral mit moderner leichtfertiger Sittenlosigkeit. Er läßt eine Mutter den Verstand verlieren, da ihre Tochter von einem Kavalleriegrafen entehrt wird. Er läßt einen braven Bruder das Beil schleifen, damit der Vorführer abgeschlachtet wird. Aber der große, gerechte Gott will keinen Mord, und so wirft der vernunftlose Gaul den Kavalleristen und Grafen so energisch aus dem Sattel, daß der adelige Lump mausetot bleibt. So wird der Gaul zum Werkzeug der Vorsehung. Alles spielt im pommerischen Dorf oder in der kleinen Stadt. Da muß Dialekt geredet werden. Engel mißhandelt die Sprache zum Unerträglichem. Was nützen die Charakteristiken durch die Sprache, wenn Engel Abstufungen macht in der Rede der Schulmeister, der geistlichen Leute und der Junker? Das sieht echt für den oberflächlichen Blick aus, wie ein falscher Edelstein. Aber es ist nur zur Marotte ausgebildete Technik.

X

**Gorkij** Nennt man hinter diesem Schriftsteller einen Maxim Gorkij, so muß wohl jeder, in welchem Lager er auch stehe, die unparteiische, aus reiner Kunst Ehrlichkeit herströmende Zurückhaltung des Dichters bewundern. Die Welt ist in den letzten Zeiten durch die abenteuerlichen Spitzelgeschichten Rußlands aufgeregt worden. Die Kriminalisten blickten in so dunkle Menschenexistenzen, daß die ehrlichen Leute ein Grauen anging. Und nun kommt Gorkij, der liebende Dichter, um den Lebensaufstieg und den Sturz

eines Spitzels zu erzählen (*Der Spitzel* /Berlin, *Ladyschnikow*/). Ein schneller Handwerker, der Tagesereignisse mit Hurtigkeit darstellt, hätte da leicht Unheil stiften können. Das Problem muß in dem einstmals verfolgten, gewaltig unterdrückten Gorkij schon lebenslang gesprochen haben; denn er hat ihm eine weihevollste Tiefgründigkeit verliehen dürfen. Als ein sanftes, liebenswürdiges Kind wuchs der Spitzel auf; im Hause eines bäuerlichen, sehr frommen, sehr abergläubischen und guten Pflegevaters. Und der Kleine hat das Herz so voller Schwärmerei, daß er mit dem Himmels-gott ganz vertraulich umgeht, daß er zu jeglicher Kreatur von Liebe überquillt; mag sie nun Mensch oder Tier sein. Mit dem reinsten Gemüt wird der Knabe Diener eines Spitzels, und er sieht, obgleich ihm von all den Dingen gar nichts erklärbar wird, wie die Menschen ins Elend geführt werden, wie sie an die grausame Obrigkeit ausgeliefert werden. Der Knabe wird Augenzeuge eines Mordes, und ehe er es noch ahnen kann, sitzt er in der Polizeischreibstube, wird er selbst mit Hinterlist in die Gemeinschaft der Angeber und Geheimagenten aufgenommen. Nun ist von Gorkij sehr künstlerisch geschildert, wie dieser unschuldige junge Mensch der größten Verworfenheit gehorcht und dennoch Tag um Tag sich weiter entwickelt, um aus dem niedrigen Spitzeltum geläutert zu werden. Der Spitzel gelangt zur Klarheit über sein Gewerbe, als er eben die geliebteste Frau der Polizei zugetrieben hat. Als er für diesen Streich eine Belohnung erhält, als er sie im öffentlichen Haus durchbringen will, erscheint ihm die schönste Vision: Die verratene Geliebte würde in das Sündenhaus kommen, weiß wie die Gottesjungfrau, sie würde ihm zureden, sie würde ihm retten, sie würde ihn zu den Reinen und Sittlichen zurückführen. Die russische Revolution bricht aus. Die Spitzel können Feste feiern, sie können ihren Ehrgeiz vollkommen auskosten, hohe Stellen und noch höhere Geldsummen erlangen. Das Nichtigste, Gemeine all solcher Versuche erkennt der junge Spitzel, und da er sich beim Hängen noch nicht zum Heil erlösen konnte, legt er den Kopf, erwartungsvoll und auf den Himmel vertrauend, auf den Rand der Eisenbahnschienen. Bald tun die zermalmenden Räder ihr Werk. Versteckt ist sonst noch in dem Gorkijschen Buch eine ganze Psychologie des Spitzeltums. Alle Diener dieser Macht werden genial beschrieben: die guten und die

bösen, die mächtigen und die lächerlichen. Nur in Gesprächen, nur in den Taten wird das alles deutlich, und keinerlei tote Überlegung vermindert das Bildliche, das ungetrübt Künstlerische des Romans.

× **Ghettobücher** Als die zionistische Bewegung anfang die Öffentlichkeit zu beschäftigen, wurde man auch auf die besondere jüdische Literatur aufmerksam. Sie hat sich seit zwanzig Jahren etwa in Europa und Amerika ihr Gebiet erobert. Sie konnte starke, innige Talente offenbaren. Sie war eine merkwürdige Besonderheit. Es war nicht mehr die gemüthliche geschminkte Laune eines Leopold Kompert, es war auch verschieden von der humanen, sehr gebildeten Art des Karl Emil Franzos. Es war eine Volksliteratur, die wohl vom allgemein Europäischen genug eingesogen hatte, die aber ungemischt ihren ethnographischen Charakter bewahrte. Nicht als dichtender Erzähler sondern als Kulturschilderer will Jakob Fromer in diese Welt führen. Aggressiv will er wirken, zerstören, Finsternis aufreißen. Darum schrieb er das Buch von der *Ghettodämmerung* /Berlin, Schuster & Loeffler/. Er will nichts berichten als sein eigenes Leben, schlicht, wahrheitsgetreu, wie er ein blutarmer Talmudschüler war, wie er nach dem krausen Brauch seiner Landsleute als halbes Kind ein Ehemann wurde, wie er jahrelang Hunger und Sehnsucht litt und endlich doch ein Gelehrter wurde, der jetzt daran geht die große Lehrtradition seines Glaubens, den Talmud, für die westeuropäische Welt zu verdolmetschen. Aufklärung und Pädagogik ist allein Fromers Absicht. Da er jedoch mit einem ganz erschütterten Herzen schreibt, so erhebt sein Buch sich oft zu Kapiteln, die unmittelbar das ästhetische Gefühl berühren.

Wenn Schalom Asch, der in der jüdischen Sprache schreibt, seinen Geist zu heftig mit europäischem Theater überlastet und sich um einen Teil seiner dramatischen Begabung gebracht hatte, so ist er als Erzähler weit unabhängiger und tüchtiger. Die Juden seiner Heimat sehen in Amerika ein Land der Hoffnung. Sie sind zu Hause erdrückt, arm, von Hunger und politischer Unduldsamkeit verfolgt. Sie wandern über den Ozean, und so ist New York die größte Judenstadt der Erde geworden. Amerika: das hat für die russisch-polnischen Juden einen mystischen Klang. Die Familienväter, die in der Heimat das Brot für

ihre vielen Kinder nicht schaffen konnten, suchen es in der neuen Welt. Sie werden merkwürdig schnell amerikanisch. Es sind aber einzelne, sehr tiefe, schwärzende Gemüter, die diesen Weg der Wandlung niemals überwinden, und da gehen sie ein, wenn sie in den fremden Boden verpflanzt werden. Und Asch erzählt in seinem Roman *Amerika* /Berlin, Borngraeber/ den Untergang solches jüdischen, zu fest mit seinem Heimatsglauben, mit seiner Religionsmystik verbundenen Knaben. Er erzählt das Elend in der russischen Kleinstadt und auch das seltsam Märchenhafte in den dunklen Bethäusern, er erzählt die Flucht aus Rußland, die Angst vor Gendarmen, er erzählt die Fahrt über den Ozean im heißen, verpesteten Zwischendeck, er erzählt den Leidensweg durch die Sanitätskontrolle von Hoboken. Von jüdischer Barmherzigkeit, von der New Yorker Hitze und von den Schwitzwerkstätten wird berichtet: alles so still, so einfach, daß es tief ergreift.

Über solche Darstellungskraft wie Schalom Asch verfügt Max Melamed, der sich als Philosoph und ethischer Schriftsteller bewährt hat, nicht. Seine kleinen Ghettoskizzen, die er in dem Büchlein *Gestalten und Schatten* /Berlin, Lamm/ vereinigt hat, sind von einem klugen Mann verfaßt, der aus Intelligenz die Pointen findet. Aber auch Melamed unterscheidet sich sehr günstig von einem oberflächlichen Schilderer. Denn er schreibt mit aller Innigkeit des Mannes, der sein Herz in die Dinge trägt. Besonders gut gelingen ihm die bizarren Charaktere, die Schilderungen der jüdischen Proletarier, die spiritualistisch veranlagt sind, die daher wohl ein gut Teil Elend bewältigen könnten; aber ihr Geist ist so schwach, daß der Wille ganz wankend, ganz schwach wurde. Sie sinken, sie werden in das Landstreicherleben hineingestoßen, sie enden im *Hekdesch*. Das ist eigentlich die Leichenkammer, wo die Toten von strenggläubigen Männern zur Seligkeit hinübergebetet werden. Aber im *Hekdesch* der kleinen Judenstadt sammelt sich alle Armut, alle Tollheit, alle Verworfenheit. Und Schicksale verklingen dort, wie sie nur in den Chroniken voll schlimmster Traurigkeit gebucht werden.

× **Neuauflagen** Die *Tempel*ausgabe der Goetheschen Werke wird ergänzt durch die beiden Bände der *Gespräche Eckermanns* mit Goethe, deren Einleitung und philo-

logische Redaktion Monty Jacobs zu verantworten hat. Da es ein häßlicher Brauch geworden war mit dem Namen Eckermanns eine winzige, abhängige und armselige Natur zu bezeichnen, den Geist des unfruchtbaren Nachahmens und der blinden Nachäfferei, so hatte Jacobs wohl Ursache eine Apologetik für den braven, treuen Mann zu schreiben. Eckermann ist an Goethe gewachsen und gleichzeitig vor ihm klein geblieben. Aber er hat sich doch in die Riesenwelt seines Meisters mit behendem Geist hineingefunden. Er hat doch, bewahrend, ordnend, nicht selten auch kritisierend und berichtend, das Gedankenbekenntnis des 80jährigen Weisen überliefert. Da mußten ihm die Kraft des Erfassens und die Sanftmut des Bescheidens zu einer merkwürdigen, glücklichen Harmonie verschmolzen sein. Dies psychologische Problem, das in seiner ganzen Tiefe heute immer noch nicht erkannt worden ist, das von einem modernen Seelenforscher gelöst werden müßte, dem auch die philologische Kritik vertraut ist, legt Jacobs seinen Lesern in anmutiger Gemeinverständlichkeit dar. Das Äußere der beiden Eckermannbände ist an Gediegenheit der übrigen *Tempel*-ausgaben würdig. Im übrigen hat der *Tempelverlag* in letzter Zeit, nach Abschluß seiner hier bereits besprochenen Schillerausgabe, noch ein paar *kleine Klassiker* herausgebracht: 2 Bände Uhland, 3 Bände Mörike, 1 Band Hebel; alle in der gleichen, sorgfältigen Art, der Einband in verschiedenen Farben von meist besonderm Reiz. Mit einiger Spannung kann man der angekündigten nächsten Edition entgegensehen: einem Homer in der griechischen Ursprache, der uns von dem banausischen Äußern und den lateinischen Zutaten der griechischen Ausgaben, wie sie bis jetzt gedruckt worden sind, befreien soll. Aus vielen Werken Jean Pauls hat Anselm Ruest gesammelt, um ein *Brevier* zusammenzubinden, genannt *Im Garten der Freude* /Berlin, Borngräber/. Es ist ein rechtes Andachtsbuch geworden.

Man kann sagen, daß Friedrich Rückert, der kaum noch im deutschen Volke als produktiver Dichter lebendig ist, aber durch die virtuose Vermittlung orientalischer Poesie eine leichtere Unsterblichkeit erworben hat, ein kompliziertes Gemüt war. In den Jahren der preußischen Reaktion lehrte er zu Berlin die orientalischen Sprachen und Literaturen, und während er nun all das rückständige politische Treiben wahrnahm,

wütete sein Freiheitssinn. Doch wagte der ruhliebende Universitätsprofessor es nicht seine revolutionären Gedichte den Deutschen auszuliefern, wie das die Herwegh und die Freiligrath übten. Er entlud seinen Zorn in der Stille, er schloß seine Revolutionsgedichte, die sehr heftig und sehr leidenschaftlich gereimt waren, die gar nichts von der behäbigen Fülle persischer Ghaselen hatten, in seinen Schreibtisch. Es war dem Forscher Leopold Hirschberg vergönnt diese Manuskripte aufzufinden, die unleserlichen Schriftzeichen mit unendlicher Mühe zu entziffern und ein *Politisches Notizbuch* zusammenzustellen /Berlin, Schuster & Loeffler/. Das Büchlein ahmt im marmorierten Deckel, im Aufdruck des Titelblatts, im Duodezformat und im ganzen Äußern die lyrischen Büchlein der Rückertzeit sehr geschickt nach.

Der amerikanische Poet Henry Wadsworth Longfellow ist von den Hiawathaindianern hoch gefeiert worden. Nicht ohne Grund. Denn dieser Stamm der Rothhäute verdankt ihm seinen Ruhm. Longfellow hat die Sagen der Indianer gesammelt und aus ihnen seinen *Song of Hiawatha* gedichtet. Das Buch, das jetzt bei Harrap in London neu gedruckt wird, enthält sehr merkwürdige ethnographische Bilder aus dem Leben des geschilderten Volkes.

Als neuer Band der Junckerschen deutschen Ausgabe Camille Lemonniers sind die *Charniers* erschienen. Sie heißen in der Übertragung *Aus den Tagen von Sedan*, und die friedfertige Bertha von Suttner hat zu dem Tagebuch der Kriegsgreuel die Vorrede abgefaßt.

× **KurzeChronik** Gabryela Zapolska, die sehr interessante polnische Sittenschilderin, geißelt in ihrem neuen Roman die *Hölle der Jungfrauen*, das ist das Pensionat der Töchter wohlhabender Stände /Berlin, Oesterheld/. Die Hysterie, böses Körperleid, die Regierung der verdorbenen Geistlichkeit und allerhand jugendgefährliche Verrottung sollen dort herrschen. Das am meisten bedrohte Mädchen wird aus dieser Hölle nur durch ihren Arzt gerettet. × Ein gefühlvoller, zur Poesie neigender Sonderling und Landwirt schreibt einer sehr distinguierten Dame *Briefe vom Land*; Hans Heinrich Ehler ist der Redaktor /München, Langen/. × Eine anonyme Engländerin war in das deutsche Landleben und besonders in den deut-

sehen Garten verliebt. So plauderte sie fröhliche Skizzen darüber (*Elisabeth und ihr deutscher Garten* /Leipzig, Zeitler/). Das Buch hatte in England beträchtlichen Erfolg. Der deutsche Verleger gab ihm eine schöne Ausstattung. X Ludwig Finckh, den viele für einen gewaltigen Dichter halten, ist ein schwäbisches Poetlein, das nicht übel, schlecht und recht die Handwerksburschenwanderung eines braven Jungen erzählt (*Die Reise nach Tripstritt* /München, Langen/). X Ein sozialer Roman, K. C. Ossian-Nilsson's *Barbarenwald*, ist auch deutsch bei Bonnier in Stockholm erschienen. Das Buch erregte in seinem Land viel Aufsehen. X Doris Wittner erzählt *Aus sterbenden Zeiten* /Berlin, Concordia/: Liebesnovellen, scharf hingezichnete historische Bilder, die von üppigem Leben des kaiserlichen Rom und von seltsamen Blutgreueln erfüllt sind. X Ein Münchener Roman von Walther Ziersch *Du gehst einen schweren Gang* /München, Piper/ führt durch Redouten, Chambres séparées, Künstlerkneipen und viel Bier- und tränenfeuchte Sentiments zum Tode eines lieben Mädchens. X Flotte, moderne Liebesgeschichten erzählt Bruno Wolfgang im Bändchen *Die schöne Frau* /München, Langen/. X Eine Satire auf die Schäßigkeit eines minderjährigen Königs schrieb André Lichtenberger; das Buch ist jetzt auch deutsch erschienen (*Die kleine Majestät* /München, Langen/). X *Eine Heilige und zwei Sünder* ist Robert Saudeks neuester Roman, /Dresden, Reißner/, der allerhand Abenteuerliches von Bauspekulanten, Schauspielerinnen und Operettenkomponisten erzählt. X *Philosoph Kitty heißt eine Novelle* des Monisten Franz Matrowitz /Magdeburg, Monistischer Verlag/. Das freigeistige Mädchen heiratet einen Mann nach ihrem monistischen Sinn, und beide predigen viel in ihrer Liebe.

### Musik / Hugo Leichtentritt

**Orchester-**  
**musik** In Süddeutschland gilt Walter Braunsfels viel. Man ist dort stolz auf diesen Sprößling der Münchener Schule. In der Tat hat er starke Talentproben mit seiner Oper *Brambilla*, mit seinem Chorwerk *Aus der Apokalypse* usw. gezeigt. Ein vollendetes Werk von Braunsfels kenne ich aber noch nicht. Er scheint zum ewigen Jüngling prädestiniert zu sein, immer erweckt er große Hoffnungen, bleibt aber deren Erfüllung schuldig. So

ging es auch mit dem neuen Klavierkonzert, das er selbst hier vortrug: Gute Einfälle, die wegen mangelhafter Kompositionstechnik, zu dicker Orchestrierung und unklaren Aufbaus nicht recht zur Geltung kommen konnten.

Mit einer ganzen Reihe von symphonischen Werken stellte sich Gerhard von Keußler aus Prag vor. Eine *Morgenländische Phantasie* und eine viersätzige Symphonie *Todesvisionen* gehören in das Gebiet der reinen Programmmusik, die schon anfängt zu veralten. Man findet gegenwärtig wieder mehr Gefallen an der Konstruktion an sich, an der rein musikalischen Entwicklung, als an einer Musik, die sich an einen programmatischen Leitfaden anklammert und ohne diesen des Zusammenhangs entbehrt. Keußler geht mit großem Ernst und beträchtlichem Können an seine Aufgaben. Es fehlt ihm aber die billhaft gestaltende Kraft in der musikalischen Erfindung. Mit Symbolik und philosophischer Tiefe kann man mangelnde Ursprünglichkeit der Erfindung nicht ersetzen. Merkwürdigerweise zeigten die Programme sowie die von Keußler herrührenden Texte zu einer Reihe von Gesängen eine dichterische Begabung, die vielleicht bedeutender ist als die rein musikalische.

Wenig Glück hatte auch Richard Metzendorf mit neuen symphonischen Werken, *Künstlers Erdenwallen* und *Frühling* betitelt. Vor Jahrzehnten, als junger Mann, galt Metzendorf als allgemein vielversprechend. Lange Jahre hörte man nichts von ihm. Jetzt erscheint er wieder mit anspruchsvollen Werken, und es zeigt sich, daß er hinter der Zeit durchaus zurückgeblieben ist, aus dem Wagnerhann nicht herauskommt.

Ein neues Konzertstück für Violine mit Orchester bietet Max Bruch den Geigern dar. Es hatte sich in dieser Saison schon großer Gunst zu erfreuen. Überraschungen bringt es zwar nicht, zeigt aber alle Vorzüge der Bruchschen Kunst, wie warme Melodik, übersichtlichen Aufbau, Wohlklang, vor allem ist es aus dem Geist des Instruments heraus geschrieben. Ein neues Violinkonzert von Ignatz Waghalter weist wenig Persönlichkeit auf, wirkt aber sympathisch durch die saubere Faktur, knappe Form und seine schlichte Ausdrucksweise.

### X Lieder

Von neuen Liedern ist noch zu berichten. Der bedeutende New Yorker Verlag G. Schirmer veranstaltete einen Lieder-

abend, mit Publikationen des Hauses. Es ergab sich, daß die jüngeren amerikanischen Komponisten zwar viel gelernt haben und auch nicht arm an Talent sind, daß es ihnen aber an Mannigfaltigkeit, an Verständnis für das Wesentliche der modernen Lyrik, an eigentlichen lyrischen Genie fehlt. Immerhin hörte man einiges Vielversprechende, wie die Lieder von Ch. Seeger, manches Hübsche von Sidney Homer, Henry Hadley, Horatio Parker. Das beste bot der jetzt in New York lebende Berliner Kurt Schindler.

Es sei schließlich gestattet auch von einem eigenen Liederzyklus zu berichten, der sich sehr beifälliger Aufnahme zu erfreuen hatte: 8 Gesänge zu Gedichten aus Goethes *Chinesisch-deutschen Jahres- und Tagesseiten*, von Anton Sistermanns mit großer Hingebung gesungen, von Alexander Neumann aufs trefflichste begleitet.

× KurzeChronik ×

In Lübeck starb im Alter von 85 Jahren Professor Carl Stiehl, der sich um das Lübecker Musikleben große Verdienste erworben hat, sowohl als Dirigent und Organisator als auch als Schriftsteller und Herausgeber. Er hat unter anderem in den *Denkmälern deutscher Tonkunst* auch Werke des alten Lübecker Meisters Buxtehude herausgegeben. × Eine Gustav Mahler-Stiftung ist mit dem Zweck der Förderung mittelbarer, begabter Musiker begründet worden. Die Witwe Mahlers, Ferruccio Busoni, Richard Strauß und Bruno Walter stehen an der Spitze. Zuwendungen nimmt das Konzertbureau Gutmann in München-Berlin entgegen. × Das Dessauer Hoftheater brachte unter Franz Mikoreys Leitung die neue Oper des greisen Camille Saint-Saëns *Déjanire* zur ersten Aufführung in Deutschland. × Auch das Frankfurter Stadttheater brachte die deutsche Erstaufführung einer französischen Oper, nämlich Paul Dukas' *Blaubart und Ariane*. × Ein *Verband deutscher Orchester- und Chorleiter* hat sich gebildet. Er will sich die Hebung des Kapellmeisterstands angelegen sein lassen, der einer solchen Hebung allerdings dringend bedarf. Die bedeutendsten deutschen Dirigenten sind Mitglieder des Verbands. Hofkapellmeister Ferdinand Meister-Nürnberg steht an der Spitze, Max Schillings ist Ehrenpräsident. × Der Tonkünstlerverein *Polyhymnia* in Berlin macht sich die Unterstützung bedürftiger Musiker zur Aufgabe. Näheres erfahren Interessenten,

Donatoren sowohl wie Hilfsbedürftige, nach Anfrage bei der Geschäftsstelle der Vereinigung, Nassauische St. 7-8, Berlin-Wilmersdorf. × Der bekannte Streit zwischen Felix Weingartner und dem Generalintendanten von Hülsen wurde vom Kammergericht dahin entschieden, daß es Weingartner verboten wird während der nächsten 5 Jahre in Berlin sich als Dirigent und Klavierspieler zu betätigen.

× Literatur ×

In jüngeren Jahren hat sich Hugo Wolf auch als Kritiker betätigt. Jahrelang schrieb er für ein untergeordnetes Wiener Blättchen Musikreferate, die ihrer Zeit in Wien durch die erbitterten Angriffe auf Brahms ein gewisses Aufsehen erregten. Die gesammelten Kritiken Wolfs erscheinen jetzt zum erstenmal, herausgegeben von Richard Batka und Heinrich Werner (Hugo Wolfs *Musikalische Kritiken* /Leipzig, Breitkopf & Härtel/). Der ziemlich umfangreiche Band (etwa 375 Seiten) hat Anspruch auf besonderes Interesse, weil er eben von Hugo Wolf stammt und zur Kenntnis des Künstlers Wolf mancherlei beiträgt. Für einen bedeutenden Kritiker kann ich allerdings Wolf nicht halten. Der Enthusiasmus geht mit ihm durch, seine Antipathien versucht er kaum je zu zügeln. Wollte man sich aus Wolfs Schriften ein Urteil über das Wiener Musikleben der achtziger Jahre machen, so käme man oft zu ganz schiefen, unzutreffenden Ansichten. Nichtsdestoweniger sind einzelne Abschnitte sachlich und schriftstellerisch von hohem Wert. Man könnte aus dem großen Band ein kleines Wolfbrevier zusammenstellen, das reich an Reizen wäre. × Eine Auswahl von Mozarts Briefen legt Curt Sachs vor /Berlin, Bard/. Das Buch gehört zu der bekanntesten, rühmenswertesten Sammlung *Horlus deliciarum* und schließt sich der Tendenz dieser Sammlung an Dokumente der künstlerischen Persönlichkeiten in einer möglichst reinen Form zu bringen. Die Anmerkungen sind auf das notwendigste beschränkt, so daß der Leser immer ungestört in Fühlung mit Mozart selbst bleibt. Einige schöne Bilder und vorzüglicher Druck zeichnen das Buch aus. × In seiner *Musikpolitik* /Stuttgart, Greiner & Pfeiffer/ bringt Karl Storck eine lange Reihe von Aufsätzen zur Reform unseres Musiklebens. Es handelt sich dabei nicht so sehr um die berufsmäßigen Musiker, die Künstler, als um das Publikum, das Volk. An verständigen Be-

trachtungen über die musikalische Verarmung des deutschen Volkes, den Niedergang des Volksliedes, die Mängel des Unterrichts, die musikalische Schundliteratur und dergleichen läßt sich der Verfasser nicht genügen, sondern er macht auch ernsthafte, positive Vorschläge, wie den Übeln zu steuern sei. Das Buch wird besonders denen viel Anregung bieten, die sich mit der Erziehung der Massen zur Kunst beschäftigen. X Das Studienbuch von Gottfried Galston /Berlin, Bruno Cassirer/ wendet sich in erster Linie an die Pianisten von Fach. Galston legt darin eine Menge Erfahrungen, Ratschläge, Beobachtungen nieder, zu denen er bei seinen Studien gekommen ist. Eine Anzahl Werke von Bach, Beethoven, Chopin, Liszt, Brahms wird in sehr eingehender Weise betrachtet, was den geistigen Gehalt, den Stil angeht, wie auch den technisch vollendeten Vortrag. Klavierspieler, die genügend virtuos gebildet sind, werden aus den sehr gehaltvollen, interessanten und sachlich wertvollen Bemerkungen Galstons sicherlich großen Nutzen ziehen. Sie zeigen einen nachdenklichen Geist, einen Musiker von hoher Kultur und einen technisch hervorragend versierten Pianisten. X Bayreuth betitelt sich eine Sammlung von Essays, die Hermann Bahr und Anna Bahr-Mildenburg zu Verfassern haben /Leipzig, Rowohlt/. Was der berühmte Schriftsteller und die gefeierte Wagnersängerin über Bayreuth zu sagen haben, wird allen Festspielbesuchern willkommen sein. In eine fein geschliffene Form faßt Hermann Bahr die festliche Bayreuther Stimmung, er stellt gedankenreiche Betrachtungen über das Wesen von Bayreuth an und berichtet über Eindrücke der Meistersingeraufführung. Neben diesem Meister des Worts besteht Anna Mildenburg sehr ehrenvoll mit ihren Plaudereien über Cosima Wagner, Kapellmeister Müller, die Probenzeit in Bayreuth.

## KULTUR

### Technik / Heinrich Lux

**Drahtlose Telegraphie** Abgesehen von der Verwendung der drahtlosen Telegraphie zur Nachrichtenübermittlung von und zu fahrenden Schiffen hat diese die größte Bedeutung bei der Verbindung des Mutterlandes mit den Kolonien und innerhalb der Kolonien selbst, solange die Bevölkerung noch nicht dicht genug ist, um den Bau fester Telegraphenlinien rentabel erscheinen zu

lassen. Gerade in diesen beiden Fällen begegnet die drahtlose Telegraphie aber ganz besonderen Schwierigkeiten, soweit es sich um Gegenden mit tropischem Klima handelt. Diese Schwierigkeiten haben einmal ihren Grund in den starken elektrischen Störungen in den Tropen, wo Gewitter in gewissen Jahreszeiten fast täglich auftreten, und dann in der äußerst geringen Signalstärke beim Telegraphieren während des Tages, im Gegensatz zur großen Signalstärke bei Nacht. In der letzten Zeit sind diese Schwierigkeiten ziemlich vollkommen behoben worden. Während die atmosphärischen Störungen früher dazu zwangen die Nachrichtenübermittlung auf wenige störungsfreie Tages- oder Nachtstunden zu beschränken, kann man jetzt, unter Benutzung des Telephons, auch während sehr heftiger elektrischer Entladung signalisieren, wenn man als Zeichen musikalische Töne benützt. Das Ohr vermag nämlich in sehr vollkommener Weise diese musikalischen Töne aus dem Gewirr von zischenden und brodelnden Nebengeräuschen, die bei elektrischen Störungen auftreten, herauszuhören. Die zweite Störungsursache war schon von Marconi beobachtet worden. Er hatte gefunden, daß die gleichen Stationen eine größere Reichweite bei Nacht, als bei Tage haben. Bei der außerordentlichen Helligkeit der Tropensonne werden während der Mittagszeit die drahtlos übermittelten telegraphischen Zeichen fast vollständig ausgelöscht; aber schon das Mondlicht vermag die Zeichen ganz erheblich zu schwächen. Marconi begegnete diesen Störungen durch die Benutzung wesentlich größerer Wellenlängen als sie früher bei der drahtlosen Telegraphie üblich gewesen sind. Mit diesen langen Wellen wird zwar bei Nacht eine geringere Signalstärke erreicht als mit kurzen Wellen, bei Tag versagen aber die kurzen Wellen vollständig.

Nachdem die Grundbedingungen für eine störungsfreie, drahtlose Telegraphie in den tropischen und subtropischen Kolonien erforscht worden sind, ist neuerdings mit der Anlage von Stationen in den Kolonien begonnen worden. Seit Anfang 1911 sind die Stationen Muansa und Bukoba am Victoria-Njansa in Arbeit, und ebenso werden Stationen nach dem System des tönenden Funkens in Duala, Swakopmund und Lüderitzbucht errichtet. Die Station Muansa soll später als eine Art Zentralstation im Innern Ostafrikas ausgestaltet werden, ihre Reichweite geht bereits heute bis zur Küste.

Die Station in Duala ist so groß, daß ihre Reichweite bis Togo geht. Swakopmund und Lüderitzbucht sollen sowohl unter einander als mit vorüberfahrenden Schiffen verkehren. Die Fertigstellung dieser Stationen steht unmittelbar bevor. Bei der Verbindung von Deutschland direkt mit den Kolonien kommt zu den bereits erwähnten Schwierigkeiten an den Empfangsstationen noch als dritte Schwierigkeit die große Entfernung hinzu, die etwa 5500 Kilometer beträgt. Da aber bereits heute zwischen Irland und Kanada auf eine Entfernung von mehr als 3100 Kilometer eine durchaus betriebssichere drahtlose Verbindung besteht, so dürfte auch die größere Entfernung zwischen Deutschland und den Kolonien zu bewältigen sein. Voraussetzung ist bei einer Verdoppelung der Entfernung die Anwendung einer 4 fach größeren Energie bei größerer Wellenlänge. Unter diesem Gesichtspunkt wird die Schwingungsleistung der bekannten Versuchsstation in Nauen vervierfacht, das heißt, die Antennenleistung wird von 25 auf 100 Kilowatt gebracht, gleichzeitig wird der 100 Meter hohe Turm auf 200 Meter erhöht werden. Nach dem Umbau wird Nauen, beiläufig bemerkt, die stärkste Station der ganzen Welt sein. Bereits heute hat Nauen mit einer Leistung von 25 Kilowatt und der kurzen Antenne in der Richtung nach Westafrika 4600 Kilometer überwunden, und die Vorversuche geben die Gewißheit, daß zum mindesten zwischen Deutschland und Togo eine sichere drahtlose Verbindung möglich ist.

Gleichzeitig wird in England ein großzügiger Plan ausgebaut, der bezweckt die ganze Erde mit einem drahtlosen Netz zu umspannen. Für die Durchführung dieses Planes ist die geographische Lage Englands und der englischen Kolonien in der Tat ausgezeichnet geeignet. Nach diesem Plan soll ein östlicher und ein westlicher Strang ausgebaut werden. Der östliche Strang soll aus folgenden Großstationen bestehen: Pola (fertig), Gibraltar (fertig), Zypern, Aden, Bombay, Singapore und einem Punkt an der Nordwestküste von Australien. Der westliche Strang soll folgende Stationen umfassen: Clifden (fertig), Glace-Bay (fertig), Winnipeg, Vancouver, Inseln im Stillen Ozean, Ostküste Australiens. Die für die Überbrückung des Stillen Ozeans günstig liegenden Besitzungen der Vereinigten Staaten sollen bei dem Ausbau des Netzes vermieden werden.

X

**Gasturbine** Nach den großen Erfolgen, die mit der Dampfturbine erzielt worden sind, lag der Gedanke nahe auch die Verbrennungskraftmaschine von der Kolbenmaschine in die Kreiselmachine weiter zu entwickeln. Die Bedeutung der Turbine gegenüber der Kolbenmaschine beruht in der Verminderung des Gewichts und des Raumbedarfs, in der höhern Tourenzahl, dem gleichförmigern Gang und dem verminderten Schmierölbedarf. Vor der Dampfturbine würde die Gasturbine aber noch den weitem Vorzug haben, daß die den meisten Raum und das größte Gewicht beanspruchende Kesselanlage in Fortfall käme, und daß die Gasturbine, im Gegensatz zur Dampfturbine, in jedem Augenblick betriebsbereit wäre.

In prinzipieller Hinsicht bietet die Konstruktion der Gasturbine keine unüberwindlichen Schwierigkeiten; es handelt sich nur darum die explodierten, unter Druck stehenden Gase auf das Laufrad einer Turbine in analoger Weise einwirken zu lassen wie der gespannte Wasserdampf oder Druckwasser auf das Turbinenlaufrad wirkt. Hierzu brauchen die unter Druck stehenden Gase nur in einer Düse oder einer Mehrheit von Düsen, an deren Stelle auch das sogenannte *Leitrad* treten kann, auf den Gegendruck entspannt zu werden, wobei der Gasstrahl mit einer sehr hohen Geschwindigkeit (zirka 1000 Meter in der Sekunde) nach den Schaufelkanälen des Laufrades zu austritt und dieses hierbei in Rotation versetzt. Zur Lösung dieser Aufgabe stehen 2 verschiedene Wege zur Verfügung. Der Prozeß kann entweder kontinuierlich vor sich gehen oder intermittierend. Nach dem erstern Verfahren arbeitet der Franzose Lemale. Das explosible Gasluftgemisch wird unter dem höchsten Verbrennungsdruck einer Verbrennungskammer zugeführt und dort kontinuierlich verbrannt. Der mit hoher Geschwindigkeit aus der Verbrennungskammer austretende Gasstrahl betreibt dann das Laufrad. Nach dem Verfahren von Holzwarth-Junghans vollzieht sich dagegen der ganze Vorgang, ähnlich wie in einer Kolbengasmaschine, intermittierend. Hierzu wird eine Explosionskammer intermittierend unter niedrigem Druck mit dem Gasgemisch gefüllt; dann erfolgt die Zündung. Die infolge der Explosion unter sehr hohem Druck geratenden Verbrennungsgase öffnen ein Ventil und gelangen durch Düsen nach dem Laufrad, wo sie sich auf den Auspuffdruck entspannen. Wäh-

X

rend der ganzen Expansion und der hierauf einsetzenden Spülung und Kühlung wird das erwähnte Ventil durch die Steuerung offen gehalten. Diese Spülung erfolgt durch Einblasen von Luft durch ein zweites, gesteuertes Ventil. Hierauf werden das Düsenventil und das Luftventil durch die Steuerung geschlossen. Im weiteren Verlauf wird dann in die mit reiner Luft erfüllte Verbrennungskammer ein abgemessenes Quantum frischen Brennstoffs (Gas oder zerstäubter flüssiger Brennstoff) hineingepreßt, und es erfolgt die neue Zündung. Um dem Turbinenlaufrad gleichmäßig die einzelnen Kraftimpulse zuzuführen, sind mehrere solcher Verbrennungskammern im Kreise um das Laufrad herum angeordnet, die in einem bestimmten Takt zusammenarbeiten. Zur Beförderung der Spül- und Verbrennungsluft sowie zur Kompression des Brennstoffs ist ein Hilfsgebläse erforderlich, das 10 bis 15 % der Turbinenleistung für sich verbraucht, das aber zweckmäßig durch die Abwärme der Verbrennungsgase betrieben wird.

Bei dem kontinuierlichen Verbrennungsvorgang muß die Verbrennungskammer allmählich eine Temperatur nahe der Verbrennungstemperatur annehmen, das ist etwa Weißglut. Dieser Temperatur ist bei den auftretenden hohen Drücken kein irdisches Material gewachsen. Werden jedoch die Wandungen der Verbrennungskammer dauernd gekühlt, so wird eine gewaltige Wärmemenge nutzlos abgeführt. Bei dem intermittierenden Betrieb dagegen werden die Wandungen der Verbrennungskammer nur immer während sehr kurzer Zeit den hohen Temperaturen ausgesetzt, während sie hierauf durch den intermittierenden Luftstrom ausgiebig gekühlt werden; nötigenfalls können sie auch, ohne daß wesentliche Wärmeverluste zu befürchten wären, von außen durch Wasser gekühlt werden. Die Wärmeverluste werden um so geringer, je kürzer die Explosionsdauer und je niedriger die auftretende Temperatur ist; um so höher wird dementsprechend natürlich auch der Wirkungsgrad. Zur Verwendung können alle die Brennstoffe gelangen, die auch bei der Kolbengasmaschine angewandt werden.

Die Gasturbine, insbesondere die Gasturbine mit intermittierender Explosion, hat eine sehr aussichtsreiche Zukunft vor sich.

X

**KurzeChronik** Ein Stahl- und Blechwalzwerk soll in Lübeck errichtet werden. Lübeck besitzt bereits eine Hochofenanlage in Herrenwyk, in der ausländische Eisenerze, die direkt auf dem Wasserweg zugeführt werden, zur Verhüttung gelangen. Zur Ersparnis der Transportkosten, soll nun das erzeugte Roheisen gleich weiter bearbeitet werden. X Neue Riesengeschütze sind gegenwärtig von der Firma Krupp gebaut worden. Es handelt sich um 38 Zentimeter-Geschütze für die Küstenbefestigung, die eine Rohrlänge von 19 Meter aufweisen. Das Gewicht der Rohre beträgt je 102 800 Kilo, das Gewicht des Geschosses 750 Kilo. Die Ladung erfordert 313 Kilo Pulver. Die Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse soll 942 Meter pro Sekunde betragen. In der Nähe der Mündung kann das Geschoss einen Stahlpanzer von 1354 Millimeter Dicke durchschlagen.

X

**Literatur**

In der gemeinverständlichen Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/ sind wieder einige interessante technologische Bändchen erschienen. R. Vater behandelt die *Maschinenelemente*. Nach der ganzen Anlage der Bibliothek und entsprechend ihrem Leserkreis konnte man von vornherein kein Lehrbuch der Maschinenelemente erwarten, eher noch eine Einführung in diesen Gegenstand, die ohne Ableitung der Gesetze der Festigkeitslehre schließlich doch nur etwas Halbes geworden wäre. Der Verfasser hat diese Klippe glücklich umschifft, indem er durch kurze, aber prägnante Beschreibungen die wichtigsten Maschinenelemente plastisch vor Augen führt. Ein anderes Bändchen der Sammlung ist der *Kinematographie* gewidmet. Verfasser ist Dr. H. Lehmann, Physiker am Zeißwerk in Jena, der zu den bekanntesten Spezialisten auf diesem technischen Sondergebiet gehört. Schließlich bespricht Professor M. Lehmann, Direktor der höhern Fachschule für Textilindustrie zu Crefeld, die *Spinnerei*. Für den Nationalökonom hat die Spinnerei das denkbar größte Interesse: Hat doch die Einführung der mechanischen Spinnmaschine die Entwicklung des industriellen Kapitalismus inauguriert. Die Darstellung umfaßt die Rohstoffe, ihre Gewinnung und ihren Handel sowie deren Verarbeitung, wobei naturgemäß die Verarbeitung der Baumwolle den breitesten Raum einnimmt.

X







GUSTAVE COURBET / LA RENCONTRE  
BONJOUR, PE, COURBET